

The logo for Arena, featuring the word "Arena" in a stylized font inside a circular emblem with a book icon below it.

Arena



12



STOCKWERKE



MEIN



UNGLAUBLICHES
ZUHAUSE AM

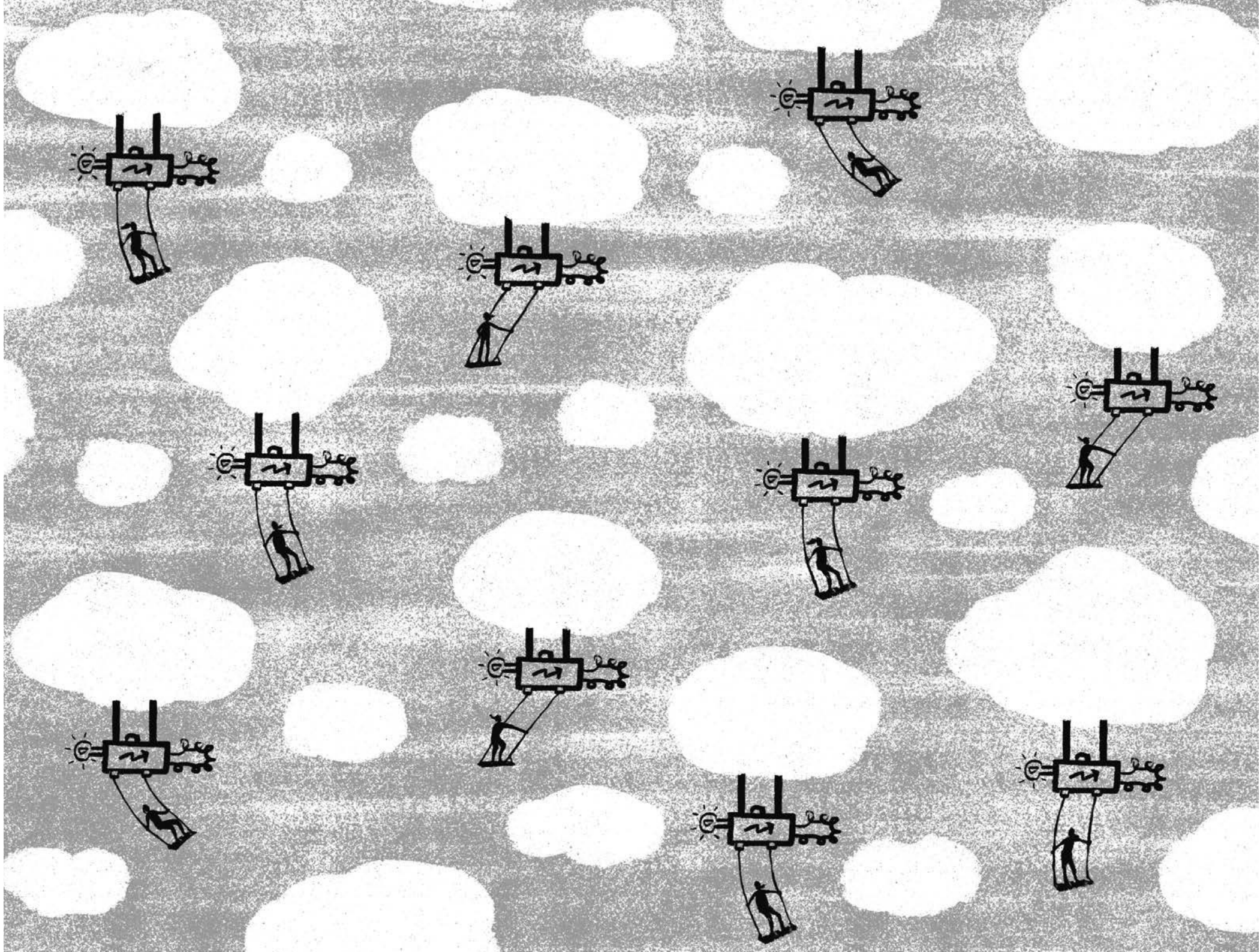
ENDE DER WELT



A. THÓRARINSDÓTTIR

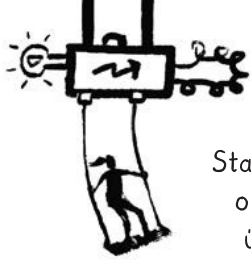
H.S. BJARNADÓTTIR





Arndís Thórarinsdóttir
Hulda Sigrún Bjarnadóttir

12 Stockwerke
Mein unglaubliches Zuhause
am Ende der Welt



Starte das Schaukeldaugenkinde rechts oben im Buch, indem du die Seiten über deinen Daumen laufen lässt!

Für unsere Leseratten.

*Sólrún Harpa und Hekla Særún, Freydís und Þórarinn,
wir würden mit euch frohgemut bis zum Ende
der Welt reisen!*

Arndís Þórarinsdóttir und **Hulda Sigrún Bjarnadóttir** leben mit ihren Familien in Reykjavík. Hulda hat bisher fünf und Arndís hat acht Romane für Kinder veröffentlicht.

12 Stockwerke ist ihr erstes gemeinsames Buch.

Gisa Marehn, Berliner Pflanze und Nordlicht, studierte Skandinavistik und Isländisch, Kulturwissenschaft und Geografie in Berlin und Reykjavík. Sie war bisher fünf Jahre in Island tätig und übersetzt seit 2009 Reiseerzählungen, Kriminalromane, Kinderliteratur und mehr aus dem Isländischen. Außerdem hat sie als freie Lektorin bis heute über fünfzig Romane mit z. T. internationalen Schauplätzen redigiert.



Arndís Þórarinsdóttir,
Hulda Sigrún Bjarnadóttir

12 STOCKWERKE

MEIN
UNGLAUBLICHES
ZUHAUSE AM
ENDE DER WELT

Aus dem Isländischen von Gisa Marehn

Mit Bildern von Felicitas Horstschäfer



Ein Verlag in der Westermann Gruppe

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel
»Blokkin á heimsenda« bei Mál og menning, Reykjavík
Copyright © Hulda Sigrún Bjarnadóttir, Arndís Thórarinsdóttir 2020
Published by arrangement with Hulda Sigrún Bjarnadóttir
and Arndís Thórarinsdóttir



1. Auflage 2023

© für die deutschsprachige Ausgabe: 2023 Arena Verlag GmbH
Rottendorfer Straße 16, 97074 Würzburg
Alle Rechte vorbehalten

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30161 Hannover

Aus dem Isländischen von Gisa Marehn
Umschlag und Innenillustrationen: Felicitas Horstschäfer
Lektorat: Lisa-Marie Reuter

Die Übersetzung dieses Buches wurde gefördert von:



Gesamtherstellung: Westermann Druck Zwickau GmbH
Gedruckt in Deutschland

ISBN 978-3-401-60701-6

Besuche uns auf:
www.arena-verlag.de



@arena_verlag
@arena_verlag_kids

Im Dunkeln

Ich denke an Papa, in seinem Gefängnis.

Ob er weiß, dass ich auch festgehalten werde? Und was ist mit Mama? Sucht sie nach mir?

Sie müssen doch nach mir suchen!

Draußen wird es dunkel und mir ist kalt.

Der Wind pfeift um die Häuserruinen. Obwohl der Frühling langsam kommt, kann es hier noch wildes Wetter geben. Nicht mehr so schlimm wie im Winter, aber zu Hause hätten wir so was »wildes Wetter« genannt.

Der Hunger nagt von innen an mir, und ich lausche den tiefen Atemzügen, die aus der Dunkelheit herüberdringen.

Ohne Hilfe kann ich mich nicht befreien. Ich muss mich auf meine Freunde verlassen.

Doch werden sie kommen?

Vielleicht glauben sie, dass ich die Übeltäterin bin.

Nein, bestimmt nicht.

Sie sind doch meine Freunde! Wir halten zusammen.

Oder nicht?

Ich kneife die Augen zu. Wie ist das alles überhaupt passiert?

Mein Vater, der gutmütigste, freundlichste Mensch auf der Welt, sitzt hinter Schloss und Riegel – und ich stecke hier fest.

Ich liege ganz still und versuche, mir vorzustellen, dass

alles anders verlaufen wäre. Dass wir nie auf diese Insel gezogen wären und dass ich zu Hause in meinem weichen Bett liege. Bald wird mein Wecker klingeln, zum Frühstück gibt es Müsli mit Milch, dann mache ich mich auf den Weg zur Schule.

Müsli mit Milch.

Komisch, was man so vermisst.

Acht Monate ist es her, seit ich das letzte Mal Müsli mit Milch gegessen habe.

In das schlafende Knäuel auf der Bodenluke kommt Bewegung und ich halte die Luft an.

Wie ist das alles überhaupt passiert?

Familienausflug



Extraferien?

Obwohl die Schule schon wieder angefangen hat? So dass die Sommerferien noch *länger* dauern?

Das war die beste Idee, die ich je gehört hatte!

Auch Zorro freute sich riesig. Er hüpfte im Kreis um mich herum und bellte fröhlich, als ich ihm erklärte, dass er nicht ins Hotel *Pfötchenparadies* musste wie sonst immer, wenn wir in den Urlaub fahren. Ein Doppelglück!

In diesem Moment hätte ich wahrscheinlich schon Verdacht schöpfen müssen.

Mein Bruder Ingo war nicht ganz so aufgeregt wie Zorro und ich. Trotzdem sah ich genau, dass er nichts dagegen hatte, sich aus der Schule zu verdrücken, obwohl sie gerade erst wieder angefangen hatte.

Allerdings fand Ingo, dass wir lieber Richtung Süden in die Ferien fahren sollten statt nach Norden ans Ende der Welt.

Aber an diesem *Ende der Welt* wohnte nun mal meine Oma, die ich noch nie getroffen hatte.

Eigentlich hatten alle, die ich kannte, eine oder zwei Omas. Nur ich nicht. Nicht so wirklich. Mamas Mutter war vor langer Zeit gestorben. Und die Mutter von Papa – bei uns hieß sie Oma Insel – wohnte auf einer so weit entfernten Insel, dass sie noch nie bei uns zu Besuch gewesen war und wir sie auch noch nie besucht hatten.

»Wow, Oma Insel freut sich bestimmt riesig, dass wir kommen!«, sagte ich.

Papa war voll mit Sachenpacken beschäftigt, aber er wandte sich blitzartig um und warf mir einen strengen Blick zu. »Dagny-Schatz! Du weißt, dass sie Berit heißt. Du darfst sie nicht Oma Insel nennen, wenn wir da sind. Ich glaube nicht, dass sie sich freuen wird. Na ja, also eigentlich ist es viel wahrscheinlicher, dass ... Sag jedenfalls nicht Oma Insel zu ihr!«

Wir haben sie *immer* Oma Insel genannt!

Ich konnte es kaum erwarten, endlich diese geheimnisvolle Oma kennenzulernen, die auf der geheimnisvollen Insel lebte. Sie würde mir bestimmt Kakao kochen und Kandiszucker zustecken. Vielleicht würde sie mir beibringen, wie man einen Schal strickt. Oder Sticken! Die Liste mit all dem, was mir entgangen war, weil ich keine Oma in Reichweite hatte, war wirklich lang.

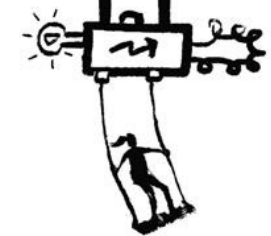
Und jetzt waren wir auf dem Weg zu ihr. Fast schon da.

Vor zwei Wochen hatte nämlich, als wir beim Abendbrot saßen, Papas Telefon geklingelt. Er ging kurz hinaus – und kam kreidebleich wieder herein.

Oma Insel war gestürzt, erklärte er, sie hatte sich das Becken gebrochen. Sie war mit dem Hubschrauber aufs Festland gebracht und dort operiert worden. Und das Krankenhaus rief nun ihren nächsten Verwandten an. Meinen Vater, ihren einzigen Sohn.

Im Großen und Ganzen ging es ihr aber gut. Sie schwebte nicht in Lebensgefahr oder so.

Trotzdem stellte ich es mir ziemlich schlimm vor, sich das Becken zu brechen.



Ein paar Tage lang hatten Papa und Mama ununterbrochen miteinander geflüstert.

»Sie ist deine Mutter, Atli, natürlich fahren wir zu ihr. Gleich wenn sie entlassen wird. Und ... der Zeitpunkt ist eigentlich gar nicht so schlecht. Das weißt du selbst.«

Papa hatte irgendetwas zurückgebrummt, dabei klang er ziemlich frustriert. Sie flüsterten noch ein paar Tage weiter miteinander, waren ständig am Telefon, und kurz darauf erfuhren mein Bruder und ich von der unerwarteten Ferienverlängerung.

Ich stand ganz vorn auf dem Schiff – »im Bug«, erklärte mir Papa – und sah der Insel entgegen, die immer näher kam. An Bord waren nur sehr wenige Passagiere. Omas Insel war offensichtlich kein beliebtes Reiseziel.

Unweit des Anlegekais erkannte ich eine kleine Siedlung mit niedrigen Häusern – und ein Stück weiter entfernt ein großes Hochhaus. Entlang der gewundenen Küstenlinie ragten hier und da gewaltige Klippen empor. Die Insel selbst war aber nicht besonders gewaltig, denn von der Fähre aus konnte ich sie komplett überblicken. In der Mitte erhob sich ein grasbewachsener Hügel und dort weideten ein paar Tiere. Vielleicht hätten wir Zeit, einmal um die Insel zu wandern, bevor wir wieder heimfahren?

Es war eine seltsame Vorstellung, dass mein Vater hier aufgewachsen war, an so einem winzigen Ort, so abgeschieden. Mein Vater, der die ausgefallensten Kaffeetränke liebte, mit Figuren im Milchschaum. Der gern in

Buchläden rumhing und ständig Neues kennenlernen wollte.

Hier musste das sehr schwierig sein – die Insel bestand scheinbar nur aus einer einzigen Ortschaft!

Die Fähre ließ ein lautes Tuten erklingen und lief langsam in den Hafen ein. Am Kai standen einige Leute, die auf die Fähre zu warten schienen. Ich suchte die Gruppe nach meiner Oma ab, doch an der Anlegestelle war keine nette, alte Dame im Rollstuhl, die mit offenen Armen auf ihre Lieblingsenkeltochter wartete.

Sobald die Gangway festgemacht war, schob ich mich mit Zorro an der Fährbegleiterin vorbei, und wir stürmten an Land.

Zorro zerrte an seiner Leine und winselte herzerreißend, sodass ich mich hinunterbeugte und ihn losmachte. Das war bestimmt in Ordnung. Hier waren wir ja nicht in der Stadt, sondern in der Natur.

»Zorro«, rief ich, als er plötzlich bedenklich weit weggeflitzt war, und mir wurde mehr als mulmig zumute. Er rannte und rannte, so als ob er nach dem Ende des Hundenauslaufs suchte. Klar, so viel Natur hatte er natürlich noch nie gesehen.

Ich lief ihm hinterher und bahnte mir einen Weg durch die Menschen. Sie standen in einer Traube zusammen, als wäre es irgendwie bemerkenswert, dass die Fähre da war. Eigentlich hätte ich gedacht, dass die Leute hier den Anblick einer Fähre gewohnt sein müssten!

Zorro fegte den nahen Hügel hoch und wälzte sich im Gras. Ich konnte ihn gut verstehen. Nach der Überfahrt brauchte ich ebenfalls Bewegung.



Ich sprang ihm hinterher, drehte mich oben auf dem Hügel um mich selbst und rief: »Ich erkläre mich, Dagny, Tochter des Atli, zur Königin dieser Insel!« Ich stieß einen Jubelschrei aus. Zorro stimmte in mein Freudengeheul mit ein. »Und dich, tapferer Zorro, erkläre ich zu meinem obersten Ratgeber!«, schrie ich, schnappte ihn mir und drehte mich mit ihm noch einmal im Kreis.

Er wimmerte kläglich und ich ließ ihn wieder hinunter. Zorro war sonst ein eher ruhiger Hund. Mama meinte damals, er müsste sich eben erst ein bisschen »an Dagnys Remmidemmi gewöhnen«. Jetzt aber war er mein bester Freund.

Ein paar Kids näherten sich und starrten uns beide an. Zwei Mädchen und ein Junge.

Sie sahen ... eigenartig aus.

Im Grunde so, als ob sie direkt einem alten Foto entstiegen wären, einer Zeit, in der noch nicht alle Farben erfunden waren. Sie trugen lange, weite Pullover, auf ihren Hosen prangten aufgenähte Flicker, und die Brille des Jungen sah aus, als hätte sie früher seinem Opa gehört. Der Nasensteg war außerdem mit Klebeband repariert.

»Hi!«, sagte ich, als sie vor mir standen. »Warum habt ihr denn die albernen Klamotten an? Spielt ihr ein Theaterstück, oder was?«

Das musste die Erklärung sein. Aber die Kinder tauschten einen Blick, als hätte ich völlig unverständliches Zeug geredet.

Der Junge mit der Brille runzelte die Stirn. »Die Theaterzeit fängt doch erst nach dem Heudank an«, antwor-

tete er, als wäre das völlig logisch. »Zu welcher Familie gehörst du und mit welchem Anliegen seid ihr hier?«

Ich kann es nicht ausstehen, wenn jemand Wörter benutzt, die ich nicht kenne. *Heudank? Anliegen?*

»Zu welcher Familie?«, erwiderte ich, um nicht durchblicken zu lassen, dass ich gar nichts kapierte. »Spielt es denn eine Rolle, warum wir hier sind? Darf man auf dieser Insel nicht einfach Ferien machen? Brauche ich dafür etwa eine schriftliche Erlaubnis der Königin?«

»Eben hast du behauptet, dass du die Königin bist«, erwiderte der Junge. »Und was ist das da auf deinem T-Shirt?«

Ich blickte an mir herunter. Was sie auf meinem T-Shirt sahen, war ja wohl sonnenklar.

»*Minecraft*«, sagte ich trotzdem. Aber der Junge starrte mich weiter an. Ich zog die Augenbrauen hoch. Wollte er mich veräppeln? Oder wusste er wirklich nicht, was *Minecraft* ist?

Die Kinder guckten nur skeptisch, fuchtelten wie verückt mit den Armen und fingen an zu kichern.

Sie lachten über mich.

Obwohl *sie* es waren, die *Minecraft* nicht kannten.

Einen Augenblick lang fühlte ich mich unwohl. Dann riss ich mich zusammen.

Es konnte mir schließlich piepegal sein, was sie von mir hielten.

Wir wollten bloß meine Oma besuchen und die Insel sehen, auf der Papa aufgewachsen war. Danach würden wir gleich wieder nach Hause fahren. Ich war ganz bestimmt nicht hierhergekommen, um Freundschaften zu schließen.

Die drei sahen mich wieder mit großen Augen an. Und

mit noch größeren Augen blickten sie auf Zorro.

»Was habt ihr denn?«, fragte ich. »Ihr tut so, als hättet ihr noch nie einen Hund gesehen.«

»Doch, natürlich hab ich schon mal einen gesehen. Ich hab sogar zwei Hunde gesehen, als ich auf dem Festland war«, erzählte der Brillenbubi begeistert und machte dabei unheimlich viele schnelle Gesten mit den Händen. »In einem Park hab ich einen schwarz-weißen gesehen und dann einen winzig kleinen im Bus. Aber so einen braunen wie deinen hab ich noch nie gesehen.«

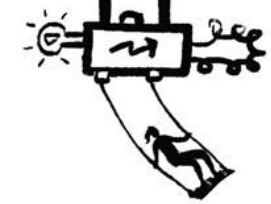
Das hier war ein schräger Ort.

»Ach so, okay. Tschüss!«, sagte ich und lief zurück zur Fähre, froh darüber, dass ich nie wieder mit dieser Kartoffeltruppe würde reden müssen.

Mit anderen Kindern zu reden, war nicht direkt mein Spezialgebiet. Ich sagte oft das Verkehrte. Mein Vater meinte dazu, dass »meine Stärken woanders liegen« und dass ich »lieber zuhören sollte, statt zu reden«. Ich war mir nicht so sicher, ob er recht hatte, musste aber zugeben, dass es mir beim Computerspielen leichterfiel, mich mit meinen Klassenkameraden zu unterhalten, als auf dem Schulhof. Aber die Kids hier kannten nicht mal *Minecraft*, daher hätten wir sowieso kein gemeinsames Gesprächsthema.

»Da bist du ja. Du darfst nicht einfach so davonsausen«, sagte Mama, als ich wieder am Hafen war, und legte mir die Hand auf die Schulter. »Wir müssen uns beeilen.« Sie stand neben unserem Gepäckstapel und lächelte den Leuten auf dem Kai unsicher zu.





Die Leute erwiderten ihr Lächeln nicht, ich hatte aber das Gefühl, dass sie uns ganz genau beobachteten.

Papa stand am Anleger und unterhielt sich mit einigen von ihnen, während die Gruppe um ihn herum immer größer wurde. Auch er lächelte mit abwesendem Blick und wick nickend Stück für Stück zurück. Er war dem Ende des Kais schon gefährlich nahe gekommen – wenn das so weiterging, fiel er gleich ins Wasser.

Deshalb marschierte ich entschlossen auf ihn zu.

»Hi, Papa!«, rief ich über all die Leute hinweg. »Mama meint, wir müssen uns beeilen und uns jetzt auf den Weg zum Hotel machen.«

»Zum Hotel?«, sagte eine Frau aus der Gruppe und sah mich mit zusammengekniffenen Augen an.

»Ja, und danach müssen wir endlich mit dem Sightseeing anfangen«, fügte ich hinzu. »Ich möchte gern *alles* auf dieser Insel sehen, bevor wir wieder nach Hause fahren, und wir haben nicht viel Zeit.«

Mein Vater bewegte sich immer noch nicht, also drückte ich mich durch das Gedränge und griff seine Hand, um ihn mit mir zu ziehen.

»Nicht viel Zeit?«, fragte ein älterer Herr mit weißem Haar und neigte den Kopf. »Aber, liebes Mädchen ...«

Da kam Bewegung in meinen Vater.

»Ja, richtig! Am besten, ich mache mich jetzt auf und sehe nach meiner Mutter.«

In derselben Sekunde, als er seine Mutter erwähnte – meine Oma Insel –, veränderte sich etwas. Alle ringsum nickten und machten Platz, sodass ich Papa zu Mama und Ingo bringen konnte.

Mein Bruder hatte Zorros Transportbox von der Fähre getragen. Jetzt stand er da und strich sich mit den Händen von oben bis unten über den Körper, als wäre er von Ameisen befallen. Ich wusste genau, was das zu bedeuten hatte.

»Im Restaurant?«, fragte ich hilfsbereit. »Garantiert! Du hast das Handy aufs Fensterbrett gelegt, nachdem du den Schokopudding für Ingoland fotografiert hast. Es liegt bestimmt noch dort.«

Ingoland ist der YouTube-Kanal meines Bruders. Er träumt davon, ein Star zu werden.

Ingo glaubt, dass YouTube Schokoladenpuddingfotos von einer Fähre sehen will. Kein Wunder, dass sein Internetruhm noch auf sich warten lässt.

»Ich muss es holen. Legt die Fähre nicht bald wieder ab?«, fragte er panisch und rannte zurück.

»Mach schnell, Schatz«, rief Mama. »Wir warten solange hier.«

»Nein, wir können nicht warten«, erwiderte Papa nervös. »Ich will nicht, dass Mutter von anderen erfährt, dass ich hier bin. Du kommst einfach nach«, schrie er Ingo hinterher. »Frag nach der Hausmeisterwohnung.« Papa zeigte auf das Hochhaus – das höchste, das ich je im Leben gesehen hatte –, wuchtete den schwersten Koffer hoch und zockelte damit los.

Das Haus war rot-weiß gestrichen, an manchen Stellen gab es Risse in der Farbe. Es hatte zwölf Stockwerke und sah aus wie ein Felsen. In der Morgensonne warf es einen langen Schatten.

»Papa?«, fragte ich. »Können wir nicht zuerst zum Ho-

tel gehen und danach zu Oma? Erst mal das Gepäck loswerden?« Ich war gespannt darauf, meine Oma kennenzulernen, aber ich hatte überhaupt keine Lust, die Koffer erst zu ihr nach Hause, in dieses gigantische Gebäude, und danach zum Hotel zu schleppen.

»Hier gibt es kein Hotel«, erklärte Mama und drückte mir Zorros Box in die Hand. »Dein Vater meint, dass es vielleicht Gästewohnungen im Hochhaus gibt.«

»Kein Hotel?« Ich lachte vor Freude. »Wir werden bei *Oma* wohnen?«

Fantastisch!

Ich würde ihr bei allem helfen, wo sie wegen ihres gebrochenen Beckens Unterstützung brauchte. Und sie würde merken, dass ich genau das Enkelkind bin, nach dem sie sich immer schon gesehnt hatte!

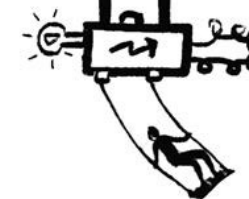
Wir wären sofort die besten Freundinnen!

Ich stellte mir ein Gästezimmer vor, mit niedlichen Bildern von Kätzchen oder Hundewelpen an der Wand. Auf dem Bett eine rosa Patchworkdecke. Wie aufgeregt Großmutter sein musste, endlich ihre Enkelin zu sehen! Vielleicht saß eine Puppe auf dem Bett. Ich war eigentlich schon ein bisschen zu groß für Puppen, aber für meine Oma könnte ich eine Ausnahme machen.

Ingo war ja schon ein Teenager. An dem war so gut wie nichts Niedliches mehr. Für Oma wäre natürlich *ich* der Mittelpunkt!

»Ja, es wäre alles wesentlich einfacher, wenn es hier ein Hotel gäbe«, murmelte Papa vor sich hin.

»Ach, es ist doch interessant, selbst mit im Hochhaus zu wohnen. Dann können wir uns besser vorstellen, wie es



damals war, als du klein warst«, bemerkte Mama fröhlich.

»Hast du in diesem Hochhaus gewohnt?«, fragte ich Papa, der immer bauchschmerziger guckte. Der Schokopudding auf der Überfahrt war ihm wohl nicht so gut bekommen.

»*Das ganze Dorf* wohnt in diesem Haus«, sagte Mama und lächelte auf eine Weise, als wäre das total genial. »Ein Wohnhaus für sämtliche Bewohner der Insel! Im Winter gibt es hier unfassbare Schneemassen. Wenn sich alle an ein und demselben Ort befinden, ist es viel einfacher, alle mit allem zu versorgen, was sie brauchen.«

»Verrückt. Und die kleinen Häuser, die wir gesehen haben?«, fragte ich. »Sind dort die Cafés und die Kinos und die Eislaufbahnen, ist das alles dort?«

»Nein, die anderen Häuser werden nicht mehr genutzt.« Papa sprach leise, während er vor mir herstapfte. »Es sind im Grunde nur noch Ruinen. Das war früher anders, aber das Wetter hat sich in den letzten Jahrzehnten extrem verschlechtert.«

Abermals schaute ich an dem großen Haus hoch. Jetzt musste ich die Augen nicht mehr mit der Hand abschirmen, weil wir den langen Schatten erreicht hatten. Da war also ein ganzes Dorf drin? Das erinnerte mich an die Gebäude in *Minecraft*. Diese gigantischen Häuser, bei denen man eine Etage auf die andere setzt.

Um uns herum waren überall Leute unterwegs. Ein paar schienen einfach uns zu folgen, aber die meisten waren damit beschäftigt, unsagbare Mengen an Waren von der Fähre zum Hochhaus zu transportieren. Manche zogen

kleine Wagen hinter sich her. Andere trugen schwere Kisten vor dem Bauch. Ich blickte mich um. Wo waren überhaupt die Autos?

Egal. Jetzt würde ich gleich meine Oma kennenlernen!

»Es ist eine Schande«, hatte Mama hin und wieder geklagt, weil wir unsere Oma noch nie getroffen hatten. Papa hatte darauf immer nur still geschwiegen.

Ich hatte noch nicht einmal am Telefon oder über den Computer mit Oma gesprochen. Manchmal kamen Briefe von ihr, mit richtigen Briefmarken. Das hauchdünne blaue Papier war eng mit kleinen Buchstaben beschrieben. Omas Schrift ähnelte den normalen Buchstaben von heute einfach überhaupt nicht. Mit den dünnen Briefen kamen auch Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke. Der halbe Dachboden war mit Stapeln von Patchworkdecken zugestopft. »Selbst genäht«, hatte Mama jedes Mal gesagt, wenn wir ein Paket öffneten. »Das nähen sie dort alles mit der Hand. Seht nur diese Kunstfertigkeit!«

»Dort darf man nichts wegschmeißen«, murmelte Papa daraufhin. »Und außerdem gibt es ja auch nichts anderes zu tun an den Abenden.«

Obwohl Papa Psychologe ist, fand ich, dass er unglaublich häufig eine gewisse »problematische Einstellung« zeigte. Manchmal richtete sich sein Einstellungsproblem gegen den Krempel in meinem Zimmer, manchmal gegen das isländische Wetter und manchmal sogar gegen seine eigene Mutter.

Als wir das Hochhaus betraten, begaben wir uns natürlich direkt zum Fahrstuhl. Neben den eingedellten Fahrstuhltüren im Erdgeschoss gab es jedoch keinen Knopf. Er war in den Hohlraum dahinter gefallen. Ich versuchte

hineinzuspähen, aber ich sah nur staubige Dunkelheit.

»Müssen wir die *Treppe* nach oben gehen?«, fragte ich.

»Keine Sorge«, erwiderte Papa. »Mutter wohnt gleich im vierten Stock. Und denk dran, Dagny, sei höflich. Und nicht deine ewigen ... Witze!«

Was meinte er denn? Ich war einfach richtig gut im Witzeerzählen. Es war nicht meine Schuld, wenn die Leute sie nicht verstanden. Und wenn Oma mit mir verwandt war, müsste sie meinen hoch entwickelten Humor zu schätzen wissen.

Ich nahm Zorro auf den Arm. Treppen konnte er nicht so gut hinaufsteigen. Er winselte leise und leckte mir übers Ohr.

»Gib gut auf Zorro acht. Behalte ihn an der Leine«, flüsterte Papa mir in das andere Ohr. »Mutter ... mag keine Haustiere.«

Wie konnte jemand keine *Haustiere* mögen? Ich drückte meinen kleinen, warmen Zorro fester an mich. Papa hatte da bestimmt etwas missverstanden. Natürlich würde Oma Zorro lieben. Genauso wie sie mich liebte!

Wir hatten Omas Wohnung erreicht. Auf der grauen Wand neben der Tür stand in großen, erhabenen, schwarz angemalten Buchstaben: HAUSMEISTERIN.

Papa klopfte fest an die Tür und drückte mich gleichzeitig an sich.

»Herein«, brüllte es aus der Wohnung.

Papa holte tief Luft. Dann öffnete er die Tür – und schob mich vor sich her hindurch.



Meine Oma

Da war sie. Endlich. Oma war nicht viel größer als ich, sie hatte stahlgraues, kurz geschnittenes Haar. Und das Bemerkenswerteste war: Sie hielt mit beiden Händen eine kleine Trittleiter, an der zwei Gehstützen lehnten.

»Mama!« Papa holte tief Luft. »Was machst du denn da?«

»Ich wechsele eine Glühlampe«, antwortete sie, ohne mit der Wimper zu zucken. »Ich wechsele eine Glühlampe in meiner eigenen Wohnung, Atli Beritarson. So habe ich es schon vor deiner Geburt getan und so tue ich es immer noch.«

Papa eilte zu ihr und umfasste mit beiden Händen die Leiter. »Du kannst doch in diesem Zustand nicht auf eine Leiter klettern.«

»Ich mach das!«, flötete ich. Dies war die perfekte Gelegenheit, um mir bei Oma Insel die Position der Lieblings-enkeltochter zu sichern. Ich schnappte mir die Glühbirne vom Tisch, sprang die Trittleiter hinauf, drehte die alte Lampe heraus und die neue hinein. Ich kletterte wieder hinunter und lächelte Oma zufrieden an. »Kein Problem, liebe Oma! Schon erledigt.«

Oma starrte mich an.

Man hätte vielleicht meinen könnten, dass sie mich zum Dank umarmt.

Sie gab jedoch nur ein Schnauben von sich, nahm ihre Gehstützen und wandte sich ab.

Sie blickte zu Papa, und obwohl er höher gewachsen ist als Oma, sah sie irgendwie größer aus als er.

Oma nahm beide Gehstützen in die linke Hand und hielt ihm die rechte hin. »Hallo, Atli. Es wäre ja schön gewesen, wenn du mir eine Nachricht über den drohenden Besuch geschickt hättest.«

Papa seufzte leise und reichte ihr die Hand.

Oma schüttelte sie energisch.

»Berit ...«, sagte Mama liebevoll. Sie nahm Oma in die Arme und drückte sie. »Oh, wie wunderbar, dich endlich zu sehen. Nach all den Jahren.«

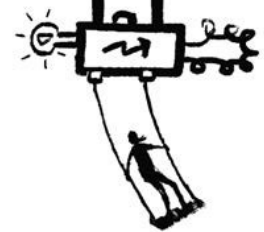
»Hrumppppfff ...«, machte Oma. Sie schob Mama von sich und stützte sich wieder auf beide Krücken.

Papa ließ erneut einen Seufzer hören. »Mama, wie kommst du auf die Idee, auf die Leiter zu klettern, wo du gerade erst wieder auf den Beinen bist nach deinem Beckenbruch ...?«

»Atli«, sagte Oma mit Nachdruck. »Würdest du zur Seite gehen. Sofort!« Sie hob ihre Krücke an, als wollte sie mit ihr alles niederdreschen, was ihr in den Weg kam.

Mama zog Papa weg, sodass er in ihre Richtung stolperte, und dann tappten wir Oma allesamt hinterher, die auf ihren Gehstützen in die Küche wackelte.

»Wollen wir nicht Kaffee machen, Berit?«, fragte Mama frohgemut. »Atli, setze doch Kaffee auf, du müsstest dich ja hier in deinem Elternhaus auskennen. Wir haben eine sehr gute Sorte Kaffee mitgebracht und ...«



Oma schlug Papa mit ihrer Krücke gegen das Schienbein. Sie knurrte ihm zu: »Seit fünfzig Jahren habe ich Kaffee in meiner eigenen Küche gekocht, und ich werde jetzt nicht damit anfangen, irgendeine Festlandsplörre zu trinken.« Zorro klemmte den Schwanz ein und verkroch sich unter einen Stuhl. »Was für ein ... Phänomen habt ihr da mitgebracht?«

Papa drehte mittlerweile seinen Ehering in einem fort um den Finger, wie er es immer tat, wenn er gestresst war. Oder wenn er bei einem Brettspiel am Verlieren war. »Das ist Zorro, unser Hund ...«

»Ich erkenne einen Hund, wenn ich einen sehe«, knurrte Oma Insel. »Über *den* sprechen wir später noch. Ich meine das Kind, das hier mit Getöse und ohne sich vorzustellen, reinmarschiert ist.« Die alte Frau warf mir einen Blick zu. »Du bist größer, als ich dachte. Falls du das jüngere Kind bist.«

Ich starrte sie an. »Das ältere Kind kommt gleich nach«, sagte ich und spürte, wie Zorro seine kalte Nase in mein Hosenbein schob, um Schutz zu suchen. »Es hat sein Handy auf der Fähre vergessen. Ingo ist nicht Ingo, wenn er nicht sein Telefon in der Hand kleben hat.« Unbeabsichtigt entschlüpfte mir danach noch ein nervöses Kichern.

Meine Oma war ein winziges bisschen anders, als ich sie mir vorgestellt hatte. Trotzdem versuchte ich, optimistisch zu bleiben. Vielleicht war sie so eine Oma, die eine raue Schale hat, aber zugleich ein Herz aus Gold?

So war es ganz bestimmt!

Wenn ich sie bisher vor meinem inneren Auge gesehen hatte, war sie sanft und lieb. Sie schlug nicht mit Gegen-

ständen um sich. Und nannte mich auch nicht *Phänomen*.

Oma lachte auf. »Ihr glaubt doch nicht, dass es hier Handyempfang gibt?« Papa tastete beunruhigt nach seinem Smartphone. Oma lächelte zum ersten Mal, seit wir hereingekommen waren.

»Liebling, natürlich gibt es Handyempfang«, erklärte Mama mit beruhigender Stimme und strich Papa über den Arm. »Das ist nicht mehr so wie damals, als du noch jung warst. Sogar in der Antarktis haben sie inzwischen ein Handynetz! Es gibt überall Empfang!«

»Doch, doch«, sagte Oma und zeigte durchs Fenster nach draußen. »An der Landspitze da, oberhalb des Hafens. Wenn du auf den Stein dort kletterst, das Telefon Richtung Osten hältst und auf Chinesisch bis fünf zählst, dann, ja, dann kriegst du vielleicht eine Verbindung. Bei gutem Wetter.«

Das musste ein Scherz sein.

Da kam Ingo hereingestürmt. Er war völlig aufgewühlt und seine Locken standen in alle Richtungen.

»Mama! Ich hab mein Handy, aber es gibt hier kein Netz!«

Echt jetzt?

Mama und Papa hatten zu uns gesagt, dass wir hier in einem schönen Urlaub aufblühen und bei der Gelegenheit unsere Oma unterstützen würden. Die hatten vielleicht seltsame Vorstellungen. Was sollte denn so ein Urlaub bringen? Glaubten sie etwa, dass Ingo und ich uns bei einer griesgrämigen Großmutter und ohne Kontakt zur Außenwelt entfalten würden?

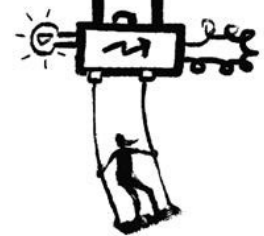


Oma Insel zog eine Grimasse und stampfte mit einer Krücke auf den Boden.

Papa zuckte zusammen.

»Das sind mir vielleicht Zustände«, fauchte sie.

Das Hochhaus



Meine Träume von einem rosa Gästezimmer für die Lieblingsenkelin verpufften ziemlich schnell.

Es gab kein Hotel im Hochhaus. Es gab auch keine Gästewohnungen.

»Wir finden eine Lösung«, sagte Mama und kicherte angespannt. »Sind nicht einige von den kleinen Häusern unten im alten Dorf noch ganz gut erhalten? Wir könnten dort übernachten.«

Oma bellte. Wahrscheinlich sollte das ein Lachen gewesen sein. »Lustige Idee, unten im Dorf ...«, brummte sie. »Ihr habt mehr Schneid, als ich gedacht hätte.«

Ich wusste nicht genau, was Schneid ist, aber ich wusste, dass ich nichts davon hielt.

»Die meisten Festlandratten scheuen sich davor, dass es dort keinen Strom gibt«, erklärte sie. »Ganz zu schweigen von fließendem Wasser. Oder einer Toilette.« Sie legte den Kopf schief. »Aber natürlich wäre es möglich, ein Loch zu schaufeln.«

»Aber ... aber es gibt doch hier Strom, im Haus?«, fragte Mama zögernd.

»Hier ja!«, erwiderte Oma. »Für uns im Hochhaus.« Im Hochhaus, das sagte Oma so, als wäre dies der Name eines ganzen Dorfes. »Es gibt Strom für die, die sich an der Gemeinschaft beteiligen. Die Nutzen bringen. Hier im Haus

haben wir wenig mit Leuten zu schaffen, die mehr verbrauchen, als sie beitragen.« Oma schielte zuerst auf mich und dann auf Zorro.

»Und was heißt das?«, piepste mein Bruder Ingo. »Sollen wir etwa draußen im Korridor schlafen?«

»Im Korridor?« Oma zog eine Grimasse. »Der Korridor ist die Lebensader des Hauses. Durch den Korridor werden Lebensmittel transportiert. Durch die Korridore strömen die Bewohner. Und die Korridore müssen *immer* frei sein für die Feuerwehr. Daher, nein, größerer Enkel, du schläfst nicht im Korridor!«

»Natürlich gibt es auch Wohnungen«, brummte Papa. »Heutzutage wohnen weniger Leute hier als damals, es müssen ein paar Wohnungen frei ...«

»Wohnungen«, schnaubte Oma. »Die Wohnungen sind funktionsgebunden, wie du dich hoffentlich erinnerst, Atli Beritarson. Und du hast hier keine Funktion. Für ungebetene Gäste sind keine Wohnungen frei.«

»Was schlägst du vor, liebe Berit, was sollen wir tun?«, fragte Mama mit einem freundlichen Lächeln.

»Ich?«, zischte Oma. »Ich war es nicht, die euch hierhergebracht hat. Die Frage liegt näher, was euer Vorschlag ist.«

Mama und Papa sahen einander an.

Hatten sie wirklich vorher gar nichts organisiert? Hatten sie keinen Plan? Was für Eltern hatte ich eigentlich?

Die Wohnungstür ging plötzlich auf und wir fuhren herum.

»Berit, es läuft gut mit dem Einlagern der Vorräte, aber die Lieferung des Weizenmehls ...« Die Frau hatte schon

zu sprechen begonnen, bevor sie Omas Wohnung betreten hatte. Sie hatte nicht mal angeklopft oder so, kam einfach rein-gerannt.



Da erblickte sie uns, sah uns vier nacheinander an. Sie schaute zu Oma Insel. Dann wieder zu Papa.

»Ach, jetzt verschlägt es mir aber so was von die Sprache«, sagte sie und fügte, ohne Luft zu holen, hinzu: »zweiundzwanzig Jahre«. Was erkennen ließ, dass es ihr kein bisschen die Sprache verschlagen hatte. »Mehr als zweiundzwanzig Jahre ist es her, dass er an Bord ging, es war noch die alte Fähre damals, und dass er uns erklärte, er würde niemals zurückkommen. Und Wort gehalten hat er. Ja, ja, er hat Wort gehalten, er kam nie zurück, tat so, als ob er hier keine Pflichten mehr hätte, als ob ihm alles einfach egal wäre und auch alle Menschen, die hier leben.

Und jetzt taucht er einfach wieder auf. Mit einem Mal, da taucht er einfach wieder auf. Ich hab keine Worte dafür.«

»Hallo, Ketilbjörg«, murmelte Papa, ohne die Frau anzusehen.

Ketilbjörg war in Mamas und Papas Alter. Sie hatte lange dunkle Haare, die sie im Nacken zu einer festen Schnecke gedreht hatte, und sie trug eine große weiße Schürze. In der Hand hielt sie einen Stapel Zettel.

Nach ihrer eigentümlichen Rede standen wir alle für einen Moment mucksmäuschenstill in der Küche.

»Hallo«, sagte Mama und streckte die Hand aus. »Ich heiße Fanney und bin die Schwiegertochter von Berit. Als wir erfuhren, dass sie einen Unfall hatte, haben wir uns

natürlich sofort auf den Weg gemacht, um sie zu unterstützen!« Mama lächelte.

»Unterstützen?«, quiekte Ketilbjörg, die Mamas ausgestreckte Hand nicht genommen hatte. »Ha, ich werd verrückt! Mit Unterstützung für Berit ist es ja wohl nicht viel gewesen in den letzten Jahrzehnten. Ich werd verrückt. Darum haben sich andere kümmern müssen. Für uns alle ist sie wie eine Mutter, hier im Hochhaus, somit ist es unserer Gemeinschaft sowohl eine Pflicht als auch ein Vergnügen, sie in jeder Hinsicht zu unterstützen. Glaubt bloß nicht, dass wir hier nicht mitbekommen hätten, wie sich ihre engsten Angehörigen ihr gegenüber verhalten haben. Mir fehlen die Worte, aber ich persönlich finde es erbärmlich, wenn jemand alle großen Jahrestage ohne Verwandte feiern muss.«

Papa sah aus, als wollte er im Boden versinken.

Zorro tippelte zu Ketilbjörg und schnüffelte an ihr. Sie sah auf ihn mit nahezu genauso viel Verachtung hinab, wie sie uns angesehen hatte. »Und dann noch ein Hund«, zeterte sie weiter. »Ja, logisch, er bringt einen Hund mit. Eine Katze wäre ja vielleicht noch gegangen. Wäre nicht mal so schlecht gewesen. Zum Mäusefangen. Aber nein, es muss ein Hund sein.«

Zorro starrte hoch zu Ketilbjörg. Ich rief ihn unauffällig zu mir. Ich hätte ihr tatsächlich zugetraut, dass sie ihn treten könnte.

»Das reicht, Ketilbjörg«, wetterte Oma. »Zeig mir die Lieferscheine. Ich sehe mir das an und lasse eine Nachricht an Land senden, falls irgendwas nicht stimmt.«

»Aber Berit, was machen die denn hier?«, fragte Ketil-

björg. Sie trat zu Oma und legte ihr die Hand auf die Schulter. Ich hätte es nicht gewagt, Oma die Hand auf die Schulter zu legen. Ketilbjörg neigte sich indes näher zu Oma hin und flüsterte ihr so laut zu, dass es alle hörten: »Soll ich sie rauswerfen?«

»Ketilbjörg«, donnerte Oma erneut, während sie die Frau von sich schob. »Ich kümmere mich selbst darum. Du solltest mit dem Einlagern der Vorräte fertig werden. Wir sprechen heute Abend noch einmal miteinander, wenn ich ein paar Angelegenheiten erledigt habe.« Sie blickte uns vier durchdringend an, womit klar war, dass wir die Angelegenheiten waren, die sie zu erledigen hätte.

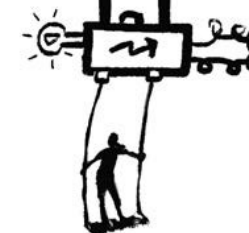
Ketilbjörg blickte mich an. Dann blickte sie zu Ingo. »Du«, sagte sie, »du siehst aus, als könntest du Mehlsäcke tragen. Komm mal mit!«

Ingo sah verwirrt zu Ketilbjörg, dann zu Mama und Papa. Niemand rührte sich. Dann sah Ingo zu Oma Insel. Oma bewegte leicht den Kopf und gab so zu verstehen, dass Ingo mit dieser Ketilbjörg gehen sollte. Er zuckte mit den Schultern und trottete los.

»Hast du schon meinen Sohn, Valur, kennengelernt?«, hörte ich Ketilbjörg Ingo fragen, als sie mit ihm zur Tür hinaus verschwand.

»Das«, erklärte ich, »war die unhöflichste Person, die ich je gesehen habe. Was bildet sie sich überhaupt ein? Wir haben Ferien und Ingo sollte nicht arbeiten müssen.«

»Das«, erwiderte Oma Insel und sah mich streng an, »ist Ketilbjörg Küchenbossin.« So, wie Oma das sagte, klang es, als wäre Küchenbossin der Nachname. »Und es wäre



das Ratsamste für dich, sie nicht zu verärgern, wenn du etwas zu essen kriegen willst.«

»Wenn die Verpflegung davon abhängt, ob Ketilbjörg einen mag, puh, dann sieht es für uns eher schlecht aus«, stöhnte Mama.

Niemand widersprach ihr.



Im Kartoffelspeicher

Mama gab ihr Bestes, um Oma zum Plaudern zu bringen. Doch die hatte sich mit den Unterlagen an den Küchentisch gesetzt und antwortete kaum. Trotzdem war immerhin aus ihr herauszubekommen, dass genau heute der Tag war, an dem dieses Heudankfest stattfinden sollte. Heute Abend würde es also irgendeine Megaparty geben.

Ich fragte Mama, was ich bis dahin unternehmen sollte.

»Sieh dich ein bisschen um!«, schlug sie furchtbar fröhlich vor. Sie stand mit Papa im Wohnzimmer und beobachtete mit ihm von dort aus, wie Oma in der Küche mit ihren Papieren raschelte.

Mich umsehen?

Okay. Das war besser als die peinliche Stille in Omas Wohnung.

Zorro hatte in seiner Box Zuflucht gesucht und war eingeschlafen, also ließ ich ihn in Ruhe und ging raus ins Treppenhaus.

Ich schlenderte den Korridor entlang zu einem großen Fenster an der Giebelseite des Hauses und sah nach draußen. Unten bemerkte ich eine Bewegung. Wippende Locken. Mein Bruder war der Arbeit bei Ketilbjörg Küchenbossin entkommen!

»Ingo!«, rief ich, aber er hörte mich natürlich nicht. Ich

sah ihn in Richtung Landzunge laufen, wo Oma meinte, es gäbe eine kleine Chance, Handyempfang zu haben.

Oma hat ihn bestimmt an der Nase herumgeführt – garantiert gab es dort auch kein Netz.

Ich wandte mich vom Fenster ab und sah mich weiter um. Einige von den Türen waren mit den Namen der Bewohner versehen, an anderen gab es Schilder wie *Schneiderei*, *Versammlungssaal* oder *Theaterclub*.

»Willst du mitkommen und den Kartoffelspeicher anschauen?«, fragte plötzlich jemand, als ich unten durch den Eingangsbereich des Gebäudes streifte.

»Was gibt's denn im Kartoffelspeicher?«, fragte ich.

Der Junge, der mich angesprochen hatte, war so alt wie ich – vielleicht ein bisschen jünger – und hatte leuchtend hellrotes Haar und große blaue Augen, die mich neugierig betrachteten. Es war nicht der, den ich vorhin auf dem Hügel getroffen hatte, was mir ganz recht war.

»Kartoffeln!«, antwortete er strahlend. »Waaahnsinnig viele Kartoffeln. Es müssen auch richtig viele sein – genügend für uns alle für ein ganzes Jahr!«

»Für euch alle für ein ganzes Jahr?«, plapperte ich ihm nach. »Wie viele seid ihr denn überhaupt?«

»Hundertsiebenundneunzig«, erklärte der Junge, ohne zu zögern. »Also, das heißt, jetzt zweihunderteins. Weil ihr dazugekommen seid.«

»Ach, nicht nötig, die Einwohnerzahl zu aktualisieren«, erwiderte ich. »Wir sind nur zu Besuch.«

»Oh«, sagte der Junge. »Aber ...«

»Ich heiße Dagny«, sagte ich. »Und du?«

»Leo«, antwortete der Junge, der zwar nicht unbedingt

wie ein Löwe aussah. Aber bei seinen rot-blonden Haaren passte der Name doch ganz gut.

»Okay«, sagte ich. »Ich würde gern diese Kartoffeln besichtigen.« Ich hatte bisher praktisch noch nie besonders viele Kartoffeln gesehen. Wer weiß, vielleicht war das am Ende interessanter, als es sich anhörte.

»Super«, sagte Leo. »Ich freue mich echt, dass du meine Freundin sein möchtest!«

Da, fand ich, ging er nun doch ein bisschen zu weit. Man kann ja wohl zusammen Kartoffeln ansehen gehen, ohne gleich miteinander befreundet zu sein.

»Ich bin noch nie auf dem Festland gewesen«, erzählte Leo. »Du bist meine erste Freundin, die ich vorher nicht kannte.«

»Die du vorher nicht kanntest?«, fragte ich verwirrt.

»Ach, du weißt schon. Seit ich geboren wurde«, erklärte Leo und strahlte dabei übers ganze Gesicht. »Oder seit die anderen geboren wurden!«

Ich wusste nicht, was ich dazu sagen sollte. Also lief ich Leo einfach hinterher zu diesen Kartoffeln. Wir verließen das Haus, gingen draußen am ganzen Wohnhaus entlang und auf der anderen Seite wieder hinein.

»Hätten wir nicht auch den Weg durchs Gebäude nehmen können?«, fragte ich.

»Doch, doch, man kommt überall auch von innen hin und die Korridore auf den Etagen gehen quer durch das gesamte Haus«, antwortete Leo. »Aber den ganzen Winter über ist es nur selten möglich rauszukommen. Deshalb nutze ich jede Gelegenheit dafür.«



Ich stieß die Luft aus. O Mann, was für ein Hasenfuß. Wie schlecht konnte das Wetter denn schon werden? Die Insel lag doch nicht so weit vom Festland entfernt, dass hier plötzlich ein ganz anderes Klima herrschen würde.

Leo nahm eine Treppe nach unten. Wir gingen durch den Keller, und er steuerte auf eine Treppe zu, die noch weiter hinabführte.

»Wo sind wir jetzt?«, fragte ich.

»Das ist die Tiefgarage«, antwortete Leo. »Sie erstreckt sich über die gesamte Fläche unter dem Gebäude!«

Ich sah kein einziges Auto, bemerkte dafür aber allerlei seltsame Gerüche. Und nicht bloß von Kartoffeln.

»Hier am nördlichen Ende ist der perfekte Platz für unsere Kartoffeln«, erklärte Leo. »Es ist so kühl hier.«

Ich runzelte die Stirn. »Wo stellt ihr denn die Autos ab?«

Leo lachte gutmütig. Ein bisschen so, als wäre ich der allergrößte Spaßvogel.

»Zurzeit gibt es nur zwei Autos auf der Insel«, erklärte er. »Für die haben wir eins der alten Wohnhäuser unten im verlassenen Dorf zur Garage umgebaut. Sie werden von allen genutzt, und wir wechseln uns ab, wenn jemand mal irgendwohin mit dem Auto fahren muss. Und das, tja, kommt so gut wie nie vor. Außer wenn zum Beispiel total viele Kartoffeln in den Kartoffelspeicher gebracht werden müssen ...«

Genau in dem Moment wurde vor uns eine große Eisentür aufgeschoben.

»Hallo, Baldwin!«, rief Leo. »Das ist Dagny, meine neue Freundin. Ich zeige ihr unsere Kartoffeln.«

Baldvin war ein kleiner, älterer Mann, er trug einen

Overall und einen großen Sack Kartoffeln über der Schulter. »Ja gut, eben, das ist ein herrlicher Anblick, unsere Kartoffeln«, erwiderte Baldwin munter. »Dann nimm den hier mit«, fügte er hinzu und drückte Leo den Kartoffelsack in die Arme. »Ist sie mit der Fähre gekommen, die da?«

Er beugte sich vor und sah mir prüfend ins Gesicht.

»Ja«, sagte Leo, während er seinen Kartoffelsack umklammert hielt. »Jeder spricht von ihr!«

Oh. Alle sprachen schon von mir? Ich war mir nicht ganz sicher, ob das gut war oder nicht.

Vielleicht war es sogar gut? Ich war berühmt!

»Baldvin«, erklärte mir Leo feierlich, »ist der Müllfachmann auf unserer Insel.« Wieder klang es so, als wäre dies der Nachname. »Ohne ihn würde hier alles in Schmutz und Ungeziefer versinken!«

Baldvin sah verlegen auf seine Schuhspitzen und wurde rot, aber er widersprach nicht. Es war offenbar etwas ganz Bemerkenswertes, Müllfachmann zu sein.

»Wir besuchen meine Oma«, erklärte ich.

»Oha! Und wie heißt deine Oma?«, fragte Baldwin und schob seine Brille die Nase hoch.

»Meine Oma heißt Insel ... ich meine, also, Berit. Sie ist, äh, so eine Art Haushälterin, glaub ich.« Ich erinnerte mich nicht genau, was Papa über sie gesagt hatte. Was stand noch mal draußen an ihrer Wohnungstür? War das nicht Haushälterin?

Baldvin schnappte nach Luft. »Bist du die Enkelin unserer Hausmeisterin?«

»Genau, Hausmeisterin!«, sagte ich lächelnd.



»Die Tochter von Atli?«, fragte Baldwin und umfasste mit beiden Händen seinen Kopf. »Ist Atli zurückgekommen?«

Ich nickte.

»Atli mit seiner Familie? Donnerlüttchen«, sagte Baldwin atemlos. »Das muss ich meiner Jensina erzählen.«

Daraufhin eilte er fort, um über mich und meine Familie tratschen zu gehen.

Ich merkte schon jetzt, dass es ziemlich anstrengend war, berühmt zu sein, genau wie es all die berühmten Leute immer in den Interviews behaupteten!

Vielleicht wäre es besser, wenn wir morgen gleich wieder nach Hause fahren? Oma hatte sich nicht gefreut, uns zu sehen, wir hatten keinen Platz zum Schlafen und alle hier schienen höchst sonderbar zu sein. Da hatte es eigentlich keinen Sinn, noch viel länger auf der Insel herumzuhängen.

»Komm!«, rief Leo und ging voraus zum Kartoffelspeicher. Vorsichtig setzte er seinen Sack ab.

Er hatte nicht übertrieben. Es waren sehr viele Kartoffeln.

Natürlich konnte man im Kartoffelspeicher nicht viel mehr *unternehmen*, als einen Blick hineinzuworfen, aber trotzdem war es super. Das sagte ich Leo.

Er blies stolz die Luft aus, so als hätte ganz allein er all diese Kartoffeln geerntet.

»Wie läuft das dann heute Abend ab?«, fragte ich.

Leos Augen leuchteten bei meiner Frage auf. »Das wird genial, Dagny!«, erwiderte er. »Wir essen alle zusammen in der Kantine und ...«

»In der Kantine?«, fragte ich verwundert. »Gibt es hier eine Kantine?«

»Natürlich gibt es eine Kantine!«, antwortete Leo. »Wo sollen wir denn sonst essen?«

»Äh, na zu Hause?«

»Ja, wir frühstücken natürlich alle zu Hause«, erwiderte er. »Und dann, entweder Mittagessen oder Abendbrot, eins von beiden machen wir zu Hause. Aber die Hauptmahlzeit des Tages gibt es in der Kantine.« Er strich über den großen Kartoffelsack.

Ich starrte Leo an. »Und ... wieso?«

»Nun, es wäre doch kompletter Unsinn, wenn in jeder einzelnen Wohnung ein Kühlschrank, ein Kochherd und all das vorhanden wäre!«, erklärte er lachend. »Denk doch mal an die Energie, die das alles braucht!«

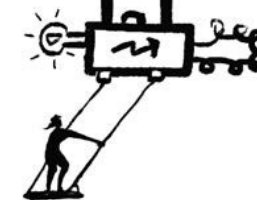
An die Energie? Ich hatte mir noch nie besondere Gedanken über Energie gemacht. Sie war einfach da.

»Macht ihr euch viele Gedanken über Energie und Strom?«, fragte ich.

»Das bringt natürlich alles etwas Mühe mit sich«, erklärte Leo leichthin. »Einmal haben wir versucht, auf dem Dach ein Windrad aufzubauen, aber zuerst wurde es eingeschneit und dann gab es einen Sturm, der es weggerissen hat. Wir haben Solarzellen auf dem Dach, im Winter scheint nur die Sonne zu wenig. Und es ist schwierig, die Zellen von Schnee zu befreien! Trotzdem kommen wir gut zurecht. Wir brauchen nicht viel Strom, und die Energiezentrale versorgt uns mit dem, was wir benötigen.«

Ich musste an meine ganzen Ladegeräte denken.

Ich dachte an all die Lichtschalter zu Hause und dass



Papa immer meckerte, wenn ich das Licht nicht ausgemacht hatte, wenn niemand im Zimmer war.

Ich dachte an mein Laptop, mein Tablet, den Fernseher und ich dachte sogar an meinen *Minecraft*-Wecker.

Wird denn nicht überall viel Strom gebraucht?

»Es macht außerdem Spaß, wenn viele zusammen essen!«, erzählte Leo vergnügt weiter. »Die Ketilbjörg ist eine ausgezeichnete Köchin. Und es ist immer total feierlich, wenn alle beisammen sind, so wie heute Abend beim Heudank!«

»Und dieses Fest macht ihr wegen der Kartoffeln?«, fragte ich, nur um sicherzugehen, dass ich richtig verstand.

»Wegen der Kartoffeln und der Möhren und der Rüben und *wegen allem!*«, erklärte Leo. »Alle Speicher sind jetzt voll. Es ist jedes Mal ein bisschen so, als ob genau an dem Tag der Winter beginnen würde.«

»Was ist denn so besonders am heutigen Tag?«, fragte ich.

Doch bevor Leo antworten konnte, erschienen auf einmal die drei Kinder im Kartoffelspeicher, die ich zuvor auf dem Hügel getroffen hatte.

Ein Ort, wo sich alle derartig drängelten, um einen Haufen Kartoffeln anzusehen, war schon ein bisschen trostlos. Ich meine, es ist ja gut und schön, Kartoffeln zu essen – besonders als frittierte Stäbchen –, aber wenn man sie sich nur anguckte, hatte man nicht viel von ihnen.

»Leo!«, rief der Junge mit der Brille total entrüstet und gestikulierte mit Armen und Händen. »Was machst du denn mit *dieser Neuen?*«

»Hi, Sigg!«, rief Leo fröhlich. »Das ist Dagny! Sie ist meine Freundin!«



»Ganz ruhig«, flüsterte ich mir selbst zu. Dieses Freundschaftsgebrabbel nahm langsam etwas übertriebene Ausmaße an.

Eines der Mädchen beäugte mich, rümpfte die Nase, blickte dann zu Leo und sagte zu ihm etwas in Zeichensprache.

Ach so. Deshalb hatte dieser Sigg immerzu mit den Händen gewedelt. Ich fühlte mich ein bisschen blöd, weil ich das nicht gleich begriffen hatte.

Natürlich verstand ich kein Wort von dem, was das Mädchen sagte, und offenbar war ich die einzige Person im Kartoffelspeicher, der es so ging.

Leo antwortete: »Ja, nein, nein, Halla, so schlimm ist es ja gar nicht.« Während er sprach, bewegte er die Hände, damit sie verstand, was er sagte.

Sie guckte so, dass jeder sehen konnte, wie schrecklich schlimm sie *das* fand. Ich befürchtete, dieses *Das* war *ich*.

Nun sagte das andere Mädchen etwas, das ich genauso wenig verstand.

»Telma, Jensina Lehrerin sagt immer, wir sollen mit offenem Herzen und Verstand handeln!«, erklärte Leo und lächelte dazu.

Telma zeigte auf mich und sagte etwas mit ärgerlicher Miene.

»Nein, das ist wirklich unhöflich, Telma«, erwiderte Leo entrüstet.

»Nicht so unhöflich, wie sie vorhin zu uns war!«, sagte Sigg, gleichzeitig in Worten und mit Gebärden, wobei er auf mich zeigte.

Ich fühlte mich langsam ein klein wenig unwohl, buch-

stächlich in die Enge getrieben, hier im Kartoffelspeicher. Und alle starrten sie mich an.

»Sie scheint zu glauben, dass sie etwas Besseres ist als wir, bloß weil sie die Enkelin der Hausmeisterin ist!«

Ich konnte mir das Lachen nicht verkneifen.

»Also«, begann ich, jedoch nicht in Gebärdensprache, weil ich davon keinen Schimmer hatte. Ich bemerkte aber, dass Leo für mich übersetzte. »Diese Oma, meine Oma, ist der größte Stinkstiefel, den ich kenne!« Ich spürte, wie mir die Tränen in die Augen schossen, denn dies war leider die reine Wahrheit. Meine Oma war keine richtige Oma. »*Meine Oma* ist nichts weiter als eine übellaunige Kratzbürste, der ihre Enkelkinder piepegal sind! Ja, ich gebe zu, dass ich vielleicht dachte, ich wäre cooler als ihr, weil ihr nicht mal wisst, was *Minecraft* ist. Das lag aber *nicht* daran, dass ich mit diesem alten, zahnlosen Mährescher da oben verwandt bin!«

Ich bemerkte, dass Leo irgendwann mitten in meiner Rede aufgehört hatte zu übersetzen. Alle sahen mich an, als hätte ich gerade ihr Kätzchen getreten.

Halla machte einige Gebärden.

Niemand übersetzte, was sie gesagt hatte.

Dann stürmten Telma, Siggie und Halla aus dem Kartoffelkeller.

Leo griff nach meiner Hand und sah mir in die Augen. »Dagny«, sagte er. »Um sich mit dir anzufreunden, da liegt noch ein Haufen Arbeit vor uns.«

Brandschutz



»Bist du schon zurück, mein Schatz?«, fragte Mama nervös, als ich wieder in der Hausmeisterwohnung erschien.

Sie saß mit Papa auf dem Sofa, Oma war nirgendwo zu sehen. Unsere Koffer standen noch an der Wohnungstür. Ich erblickte Zorros Pfoten, die unter dem Sofa hervorlugten, doch dann kam er aus seinem Versteck zu mir gehüpft und begrüßte mich mit einem fröhlichen Bellen.

»Pssst!«, zischten Mama und Papa im Chor. Aber ganz leise.

»Hast du ...«, Papa räusperte sich. »Hast du dich umgesehen?«

»Ich hab mehr als genug gesehen«, antwortete ich.

»Dann ist heute Abend also das größte Fest der Insel«, sagte Mama lächelnd. »Unheimlich spannend.«

Ich stöhnte auf. Ich war nicht darauf gespannt, diese Kids wiederzusehen, oder ihre Familien. Ich wollte einfach schnell nach Hause.

»Fahren wir nicht morgen wieder zurück?«, fragte ich. »Ich meine, Oma will ja wohl keine Hilfe. Müssen wir noch ein Museum oder irgendwas angucken, bevor wir abreisen können?«

Meine Eltern sahen einander an.

»Schatz, hier gibt es keine Museen«, antwortete Mama schließlich. »So ein Ort ist das hier nicht.«

Aus der Küche ertönten zwei dumpfe Stöße, darauf folgten zwei hellere. Dann erklang das Geräusch erneut. Und noch einmal. Es kam näher.

Oma Insel kam mit ihren Krücken herein.

»Du«, begann sie, als sie mich entdeckte. Sie warf Zorro kurz einen bösen Blick zu. »Hast du dich inzwischen nützlich gemacht?«

»Nützlich?«, fragte ich. »Äh. Ich hab mir die Kartoffeln angesehen.«

»Aha, tatsächlich«, grunzte Oma. »Und meinst du, das war für die Kartoffeln förderlich?«

»Äh«, machte ich erneut.

»Nein«, erwiderte Oma. »Das hab ich mir gedacht. In unserer Gemeinschaft müssen alle mit anpacken. Dein Bruder hat begonnen, in der Küche mitzuhelfen, du aber hast noch immer nichts geleistet.«

Ja, und wenn? Ich sah flehend zu Mama und Papa. Sie müssten Oma doch erklären können, dass ich nicht zu dieser *Gemeinschaft* gehörte, dass ich Ferien hatte und mich ganz bestimmt nicht nützlich machen müsste!

Mama und Papa starrten unverwandt auf ihre Zehenspitzen.

»Nun«, knurrte Oma, »das mit dem Übernachten. Ich habe mit Jensina Lehrerin geredet, und sie hat im Turnsaal ein paar Matten, die ihr nehmen könnt – du erinnerst dich an die, Atli, sie wurden angeschafft, als du sieben warst. Das war ein enormer Fortschritt in unserem Sportangebot.«

Papa nickte, ohne den Kopf zu heben.

Ich schaute meine Eltern an.



Papa war mega-alt! Matten, die schon dreißig und ein paar zerquetschte Jahre lang zum Turnen genutzt wurden, mussten ziemlich unappetitlich sein!

»Also ...«, wollte ich gerade einwenden.

Aber Oma Insel durchbohrte mich mit ihrem Blick und sagte laut: »Daher schlage ich vor, Kind, dass du dich aufmachst und diese Matten holst. Außer jemand von euch möchte lieber auf dem Vinylboden schlafen. Meinetwegen dürft ihr das selbstverständlich.«

»Ja, gut, herzlichen Dank, liebe Berit«, erwiderte Mama. »Ich werde rasch mit Dagny losgehen und ...«

»Dem Kind wird es guttun, das ohne Hilfe zu machen, Fanney«, knurrte Oma. »Ich habe Ketilbjörg angekündigt, dass sie dich und Atli in der Küche erwarten kann. Es gibt genug zu tun vor dem Fest. Jede Menge Kartoffeln müssen geschält werden.« Während Oma Insel das sagte, spähte sie missbilligend auf Mamas rosa lackierte Fingernägel.

»Aber ...«, piepste ich.

»Die Gemeinschaftsschule ist in der achten Etage«, donnerte Oma. »Dort findest du auch den Turnsaal. Es wird dir nicht schaden, ein paarmal die Treppe hoch- und runterzugehen.«

Mir fehlten die Worte. Ich suchte nach einer schlaun Antwort, zum Beispiel dass ich vielleicht in der Kantine die Tische decken würde und dass *Mama und Papa* sich mit den Matten abschleppen könnten, doch das Einzige, was mir über die Lippen kam, war: »Die Treppe? Und was ist mit dem Fahrstuhl?«

Oma Insel entfuhr ein dröhnendes Lachen. Oder mehr so ein kurzer, rauer Aufschrei.

»Der Fahrstuhl«, erklärte sie, »ist für Notfälle da. Du, Enkeltochter, bist kein Notfall.«

Daraufhin machte sie auf dem Absatz kehrt und humpelte zurück in die Küche.

Ich blickte meine Eltern durchdringend an. Wollten sie denn nicht protestieren?

Beide vermieden es, mich anzusehen.

»Komm, Fanney«, sagte Papa leise zu Mama. »Wenn Ketilbjörg auf uns wartet, sollten wir uns beeilen.«

»Viel Glück mit den Matten, mein Schatz!«, sagte Mama.

Und schon waren sie weg, einfach verschwunden.

Für einen Moment war ich allein in Omas Wohnzimmer. Ich schielte in die Küche.

Dann machte ich mich mit Zorro im Schlepptau auf den Weg und marschierte mit ihm die vier Stockwerke nach oben. Er sollte wohl am besten Treppensteigen lernen.

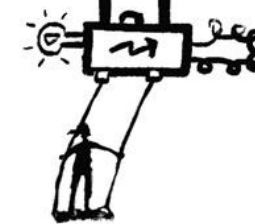
Die Schule war dank allerlei bunter Farben nicht zu übersehen. Die Tür war abgeschlossen, aber nebenan stand eine andere Tür offen.

Ich spähte hinein. Das musste die Turnhalle sein. Oder so ähnlich. An die Wand hatte jemand eine alte Leiter montiert. Sie sollte vermutlich als Sprossenwand dienen.

Sie sah kein Stück aus wie eine Sprossenwand.

Von der Decke baumelte ein ausgefranster Strick herab. Zorro tippte mit der Pfote dagegen und der Strick schwang vor und zurück. Staub rieselte zu Boden.

Fünf Wischeimer waren umgedreht in einer Reihe aufgestellt, der kümmerlichste Hindernisparcours der Welt.



In einer Ecke lagen ein paar Bälle, manche davon hatten aufgeplatzte Nähte.

Das Einzige, was wirklich an eine Sporthalle erinnerte, war ein winziger Stapel sehr dünner, sehr alter, sehr schlecht riechender Matten.

Das waren die Matten, auf denen wir schlafen sollten.

Gut, für Gymnastikübungen waren sie gar nicht mal so dünn. Überhaupt nicht. Aber wenn man die ganze Nacht auf ihnen liegen sollte, waren sie sehr dünn.

Und wenn man sie viele Stockwerke nach unten schleppen musste, dann wirkten sie plötzlich sehr dick und sehr schwer.

Ich zog an der obersten Matte. Sie wollte sich weder aufrollen noch zusammenfalten lassen noch sich auf irgendeine andere Weise gefügig zeigen. Zorro machte es nicht einfacher, als er sich darauflegte.

Doch langsam begann ein Plan in mir zu reifen.

Zuerst schleifte ich alle Matten, eine nach der anderen, in den Korridor hinaus. Wenn ich sie über das Geländer nach unten fallen ließe, würden sie dann auf dem nächsten Treppenabsatz landen? Oder sogar auf dem nächsten darunter?

Ich griff eine Matte und zerrte sie hoch aufs Treppengeländer. Sie sperrte sich in alle Richtungen und verhielt sich komplett unkooperativ.

Während ich mich abmühte, hörte ich jemanden lautstark nach Luft schnappen und drehte mich um.

Entweder Halla oder Telma stand vor mir und sah mich wütend an. Noch nie zuvor hatte ich jemanden so entrüftet gucken sehen.

»Was ist?«, fragte ich und wünschte mir für eine Sekunde, Gebärdensprache zu können. »Ich soll auf diesen Matten schlafen, ich muss sie nach unten schaffen.«

Halla oder Telma fuchtelte wie wild mit den Armen. Dann wandte sie sich ab und raste davon.

Was war denn nun schon wieder los? Glaubte sie etwa, dass ich diese ekelhaften Dinger klauen wollte?

Ich stieß die Luft aus und mühte mich weiter mit der miefenden Matte ab.

»O nein!«, ertönte es hinter mir.

Ich blickte über die Schulter und sah Leo.

»Halla hat es mir erzählt, aber ich hab ihr eigentlich nicht geglaubt«, erklärte er und klang dabei extrem besorgt.

»Dir was erzählt?«, fragte ich.

»Dass du die *Korridore blockierst*«, antwortete Leo. »Sie ist nach oben unterwegs und holt den Brandwächter, Dagny! Das ist total schlimm!«

»Bleib mal locker«, brummte ich. »Oma hat mir aufgetragen, die Matten nach unten zu bringen, und jetzt sind sie auf dem Weg nach unten. Die Hausmeisterin, du weißt doch? Die alles bestimmt und die alle lieben?«

»O Dagny«, stöhnte Leo zerknirscht. »Ich weiß, dass die Hausmeisterin dir den Auftrag gegeben hat, mit jeder Matte *einzel*n zu gehen. Ich bin mir absolut sicher, dass sie dir nicht erlaubt hat, die Matten hier mitten im Korridor abzulegen. Und du darfst auf keinen Fall die Gesundheit und das Wohl der Hausbewohner in Gefahr bringen, indem du die Matten die Treppen runterwirfst!«

Ich zog die Matte vom Geländer. »Wer hat was davon

gesagt, dass ich irgendwelche Dinge die Treppen runterwerfe?«, fragte ich unschuldig.

»O Dagny«, stöhnte Leo abermals und schüttelte mit trauriger Miene den Kopf.

»Was?«, fragte ich.

»Der Brandwächter hat einmal den Schneider erwischt, als der draußen vor der Wohnung im Korridor seine Gummistiefel hatte stehen lassen«, erzählte Leo. »Bei der Hausversammlung wurde dann beschlossen, dass der Schneider wegen dieses beispiellosen Vergehens gegen die Sicherheit der Bewohner sein Anrecht auf eine Wohnung verwirkt hatte. Denn wir müssen allzeit auf freie Fluchtwege aus dem Hochhaus vertrauen können. Bis zur nächsten Hausversammlung musste er in einem Kellerverschlag schlafen.«

Oh.

Ich betrachtete die Käsefußmatten.

Sie waren ein wenig mehr im Weg als ein Paar Gummistiefel.

»Pah, mir doch egal«, entgegnete ich jedoch und versuchte, dabei abgebrüht zu klingen. »Ich fahre sowieso bald wieder nach Hause!«

»Aber, Dagny ...«, erwiderte Leo aufregt.

Bevor er seinen Satz zu Ende sprechen konnte, hörten wir Schritte. Sehr schwere und sehr schnelle Schritte.

»Los«, zischte ich. »Hilf mir, sie zu verstecken!«

»Was zu verstecken?«, fragte Leo. »Etwa die Matten? Alle Matten?«

»Ja, alle!«, antwortete ich und hob die unterste ein Stück



an. Sie bewegte sich nicht. Leo sah mir bloß mit offenem Mund zu. »Mach schon!«, brüllte ich.

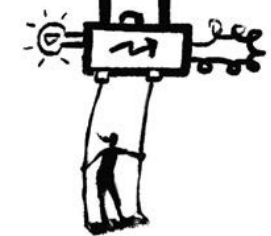
Die Schritte kamen näher, bis sie plötzlich stoppten.

Zorro knurrte.

Ich drehte mich um und quiekte erschrocken.

»Aha!«, hallte es aus einer schwarzen Atemschutzmaske.

Das Heudankfest



Der Brandwächter warf mich sich über die Schulter, klemmte sich Zorro unter den anderen Arm und trug uns vier Etagen nach unten, wo wir vor dieser Gewitterwolke, die meine Großmutter war, auf dem Boden abgesetzt wurden.

Ich fand, dass Oma *eine Spur* zu stark betonte, was für ein Dummkopf ich sei, als sie dem wutentbrannten Brandwächter erklärte, dass ich die Hausregeln noch nicht kannte.

Weder Oma noch der Brandwächter schienen bemerkt zu haben, dass ich die Matten eigentlich die Treppen hatte hinunterwerfen wollen.

Leo, der uns nach unten gefolgt war, stand betreten neben mir, sagte zum Glück aber keinen Ton.

»Und nun, Enkelkind, hast du um Entschuldigung dafür zu bitten, dass du Leonhard vom rechten Weg abgebracht hast«, knurrte Oma.

Ich fand ja zu behaupten, ich hätte den Brandwächter vom rechten Weg abgebracht, das ging ein ganzes Stück zu weit. Das war ja wohl eher Halla gewesen, indem sie ihn wegen dieser Kleinigkeiten herbeigerufen hatte.

Aber ich beschloss zu gehorchen und wandte mich dem Brandwächter zu, der gerade seinen Helm mit der Maske vom Kopf zog.

»Entschuldige bitte, Leonhard, dass ich dich vom rechten Weg abgebracht habe«, murmelte ich.

»Ich heiße Susanna«, dröhnte es und lange blonde Haare fielen auf die Schultern des Schutzanzugs.

»Zu Hilfe, all ihr Heiligen, ich glaube es einfach nicht, dass dieser Grutzkopf eine Nachkommin von mir ist«, hörte ich Oma brummeln. Dann sagte sie lauter: »Leonhard steht *dort*. Das ist der arglose Junge, den du überlistet hast, damit er dir bei deiner Straftat zur Hand geht!«

»Also«, murmelte Leo. »h ...«

»Entschuldige, Leonhard«, sagte ich noch einmal. Das Beste wäre, wenn Leo so wenig wie möglich sagte.

Oma schien zu ahnen, dass meine Worte nicht ganz aufrichtig waren, und sah mich eindringlich an.

»Und du, Susanna, bermittelst unserer Halla einen ganz besonderen Dank von der Hausmeisterin, weil sie unsere Sicherheit überwacht hat«, bat Oma die Brandwchterin zum Schluss. »Gut zu wissen, dass die Einwohner ein Auge aufeinander haben!«

Das hier war ja ein regelrechter Polizeistaat, wie Papa manchmal sagte!

Daraufhin wurden Leo und ich wieder hinauf ins achte Stockwerk geschickt, damit wir die Ekelmatten nach unten schleppten.

Als es endlich mit diesem tollen Heudank losgehen sollte, war meine Laune auf dem Tiefpunkt. Aber ich hatte inzwischen auch großen Hunger. Oma hatte uns keinen Imbiss angeboten, und Mama und Papa schienen sich nicht getraut zu haben, danach zu fragen.

Ich hatte das Gefühl, alle in der Kantine bedachten mich

mit bösen Blicken, als ich hinter meinen Eltern in den Saal trottete. Ich hörte sogar einige Leute, die sich zuraunten, dass ich wohl eine Brandstifterin wäre, weil die Brandwchterin gegen mich hatte eingreifen müssen.

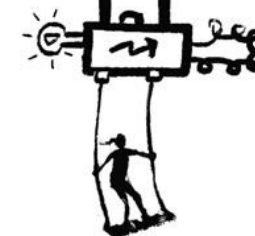
Aber es duftete lecker nach Essen – es gab offenbar Lammkeule mit brauner Soße. Und wahrscheinlich reichlich frisch geerntete Kartoffeln. Zorro war unruhig, sowohl wegen der vielen Leute als auch wegen des Bratenduftes. Ich beschloss, ihm heimlich möglichst viele Bissen vom Tisch zuzustecken.

Der Saal war mit gelben und roten Laubblättern geschmückt worden und alle Anwesenden lächelten fröhlich. Vom großen Fenster des Saales aus blickten wir hinunter auf das verlassene Dorf und über den Hafen. Der Kai war menschenleer. Die Fähre hatte wieder abgelegt.

Oma war erschienen und alle grüßten sie mit großer Ehrfurcht. Langsam begriff ich, dass Hausmeisterin in der Inselfsprache eigentlich Bürgermeisterin bedeutete. Oder womöglich Mafiaboss.

Hier waren zig Leute, die uns kennenlernen wollten, und Oma stellte alle mit großer Feierlichkeit vor. Ketilbjörg hatte, wie sich herausstellte, einen schlecht gelaunten Sohn namens Valur. Und Ketilbjörg redete, wie sich ebenfalls herausstellte, für ihn mit.

Hauptsächlich waren es nur die Kinder, die einen richtigen Namen hatten. Ansonsten hörten wir bloß eine Reihe von Berufen. Krankenpflegedirektor. Energiemanagerin. Rohrleitungsanlagenmeister. Müllfachmann. Tierarzt – oder Zahnarzt, ich war mir nicht sicher. Es vermischte



sich alles nach und nach. Und es klang immer so, als wäre der Beruf jeweils der Nachname.

»Können wir nicht woanders hingehen?«, flüsterte ich meinen Eltern zu. »Können wir nicht in irgendeinem Restaurant essen und das hier ausfallen lassen?«

Nein, vermutlich gab es hier keine Restaurants.

Mama ermahnte mich, still zu sein.

Plötzlich ertönte der Klang einer Glocke und ich sah, wie sich Oma am Ende des Saales in Position brachte. Sie hielt eine große goldfarbene Glocke in der Hand und der Saal verstummte.

»Liebe Mitbewohnerinnen und Mitbewohner!«, donnerte es über die Anwesenden. Neben meiner Oma stand Ketilbjörg Küchenbossin und dolmetschte ihre Rede in Gebärdensprache, wahrscheinlich deshalb, weil Oma ihre Hände brauchte, um die Gehhilfen und die Glocke festzuhalten. »Herzlich willkommen zum Heudankfest. Heute danken wir für den fruchtbaren Sommer und beginnen mit den Vorbereitungen für den Winter. Die Speicher sind gefüllt und die Ernte ist eingebracht. Wir sind bereit. Heute hat die letzte Fähre für dieses Jahr abgelegt.«

»Was?«, fragte ich leise.

»Psst«, flüsterte Leo.

»Vor uns liegt ein langer Winter, den wir gemeinsam in Isolation verbringen werden, in dem wir uns gegenseitig unterstützen werden und bei all den Aufgaben mithelfen, die das Leben uns beschert, sowohl bei den alltäglichen als auch bei den unerwarteten, bis der Frühling – und die Fähre – wiederkommen.«

»Was sagt sie da?«, schrie ich.

Oma verstummte. Ihre Augenbrauen zogen sich zusammen.

Alle drehten sich zu uns um.

»Sch-sch, Liebes, unterbrich jetzt nicht die Ansprache deiner Großmutter, wir bereden das hinterher«, flüsterte Mama mir zu.

Ich flüsterte nicht, sondern kreischte: »Ich will nach Hause! Wann kann ich zurückfahren?!«

»Na, am fünfundzwanzigsten Mai natürlich«, sagte ein alter Mann im Saal. In Worten und mit Gebärden.

Fünfundzwanzigster Mai?

Es war gerade mal September. Bis dahin war es eine halbe Ewigkeit! Ich hatte zu Hause jede Menge vor! Ich musste zur Probe mit meinem Schulorchester! Bald wollte ich in der Sporthalle mit meiner Klasse meine Geburtstagsfeier nachholen! Ich brauchte meine Sachen, meinen Computer, meine Bettdecke, meine Internetverbindung!

Mir wurde schwindelig.

Ich ließ den Kopf zurückfallen und heulte in die Luft.

»Dagny, leise!«, flötete Papa.

Ehe ich mich's versah, hatte Mama mich am rechten Arm gepackt und Papa am linken. Sie marschierten mit mir aus dem Saal und jeder einzelne Bewohner der Insel beobachtete uns. Im Korridor sackte ich zusammen, während drinnen im Saal Omas Rede weiterging.

»Fünfundzwanzigster Mai?«, stöhnte ich und schlang die Arme um Zorro, der uns aufgeregt hinausgefolgt war. »Ist es denn nicht *möglich*, hier vor dem fünfundzwanzigsten Mai wegzukommen?«



Mama und Papa warfen sich verschämte Blicke zu.

»Äh«, machte Mama. »Also, ich hatte dir das noch nicht gesagt, mein Schatz, aber sie haben bei mir auf der Arbeit Personal reduziert. Und für eine Programmiererin ist es sehr schwer zurzeit, eine neue Stelle zu finden.«

»Und mein Postdoc-Stipendium war fast ganz abgelaufen«, erklärte Papa.

Mama legte mir die Hand auf die Schulter. »Und du weißt, wir machen uns auch manchmal Sorgen um dich, Dagny-Schatz«, fügte sie behutsam hinzu. »Manchmal ist es gut, sich auf einen Tapetenwechsel einzulassen. An einem neuen Ort ganz neu anzufangen.«

Ich stieß einen Seufzer aus. Ja, vielleicht hatte ich nicht immer ganz so gute Noten, wie sich Mama und Papa wünschten. Und nein, ich hatte nicht unbedingt die Masse an Freundinnen. Na und? Das war trotzdem kein Grund ... *so was hier* zu veranstalten!

»Für uns war also ein gewisser Wendepunkt gekommen«, erklärte Mama weiter. »Wir haben schon immer überlegt, ob es nicht spannend wäre, im Ausland zu leben. In Dänemark vielleicht. Oder in Italien. In Japan? Du liebst doch seit Neuestem Sushi so sehr!«

Ich öffnete den Mund, um darauf hinzuweisen, dass wir hier nicht im Ausland waren und dass es eine prima Sushi-bar fünf Minuten entfernt von unserer Wohnung gab.

»Aber dann kam der Anruf«, warf Papa ein. »Dass Mutter gestürzt war.«

»Und das war wie ein Wink aus dem Universum!«, erklärte Mama. »Die Gelegenheit, etwas Neues zu probieren, und die Gelegenheit, Berit mehr zu unterstützen, als wir



es bisher getan haben! Sie wird langsam alt und wir sind ihre einzigen Verwandten ...«

»Die Ärztin im Krankenhaus auf dem Festland war der Meinung, dass Oma in den nächsten Monaten sehr viel Hilfe benötigen würde«, ergänzte Papa in leicht vorwurfsvollem Ton. »Ich dachte, die Lage wäre wesentlich schlimmer ...«

»Aber uns habt ihr überhaupt nichts gesagt!«, kreischte ich.

Mama und Papa sahen sich schuldbewusst an.

»Wir hatten entschieden, es euch erst hier zu sagen«, erklärte Mama. »Ich war sicher, dass ihr euch hier auf dem Land richtig wohlfühlen würdet und euch dann über die gute Nachricht freut ... aber nun war alles den ganzen Tag über ein bisschen kompliziert, also haben wir noch gewartet, um es zu besprechen ...«

Papa räusperte sich. »Also, wie gesagt, wir haben beschlossen, unsere Wohnung zu vermieten und ...«

»Unsere Wohnung zu vermieten?!«, krächte ich.

»Keine Sorge, Schatz!«, sagte Mama. »Tante Stina kümmert sich darum. Sie wird unsere wichtigsten Dinge in Kartons packen. Wenn wir zurückkommen, wird alles wieder an seinem Platz sein.«

»Am fünfundzwanzigsten Mai!«, heulte ich.

Aus der Kantine, wo Oma Insel ihre Ansprache beendet zu haben schien, drang dröhnender Applaus.

»Aber alle hier hassen uns«, sagte ich. »Besonders mich.« Und Papa womöglich. Ich schielte zu ihm auf.

Papa wandte den Blick ab.

Mama hingegen straffte die Brust und setzte ihren Tapferkeitsblick auf. »Keine Bange, Dagny! Sie kennen uns noch nicht. Sie werden uns alle lieben lernen!«

»Auch Oma Insel?«, fragte ich.

»Auch deine Oma, die ganz besonders, Dagny«, antwortete Mama mit einem noch breiteren Lächeln. »Du bist doch ihre Enkelin, mein Schatz!«

»Wo sollen wir denn schlafen?«, fragte ich unter Tränen. »Ich will nicht den ganzen Winter auf so einer Käsematte schlafen!«

»Nein, nein«, erwiderte Mama. »Papa und ich bekommen ein Amt und ich weiß, dass wir dann auch eine Unterkunft für uns finden. Das wird alles gut gehen. Keine Sorge.«

Keine Sorge?

Mir wollte beim besten Willen nichts in meinem Leben einfallen, worüber ich mir im Moment keine Sorgen machen musste.

Vom Foyer unten hörte ich, wie die große Eingangstür auf- und zuing. Schritte polterten die Treppe herauf. Dann kam der Lockenkopf meines Bruders um die Ecke.

»Wisst ihr, was? Oma Insel hatte recht!«, vermeldete Ingo froh. »Es *gibt* ein Netz da ganz weit draußen am Ende der Landzunge! Ein bisschen langsam zwar, aber brauchbar. Mein Akku war jetzt bloß leer und ich bin nur kurz hier, um das Handy zu laden!«

Ich sah im Augenwinkel, dass Papa nach seinem Telefon tastete.

»Glaubst du, du kannst dort auf der Landspitze einen Iglu bauen?«, fragte ich meinen Bruder.

»Hä?« Ingo sah aus dem Fenster nach draußen, wo nirgendwo Schnee lag.

»Irgendwie wirst du im Winter draußen Schutz brauchen«, erklärte ich matt.

»Im Winter?«

Aus der Kantine drangen ein lautstarkes Stimmengewirr und das Klappern von Tellern, Gläsern und Besteck zu uns, als nun das Fest begann.

All das verstummte jedoch abrupt, als mein Bruder so laut schrie, dass es aus den langen Korridoren und endlosen Treppenhäusern des Hochhauses widerhallte: »*Fünf- undzwanzigster Mai?!*!«



Gestrandet

Ingo rannte davon. Mama und Papa blieben bedrückt stehen. Ich saß mit ausgestreckten Beinen auf dem Boden und hielt den zappeligen Zorro im Arm.

Er winselte leise und leckte mir die Tränen von den Wangen.

In der Kantine hob das Klappern von Geschirr und Besteck wieder an. Als ob nicht soeben die Welt eingestürzt wäre.

Und mir knurrte der Magen.

»Na los, Schatz«, sagte Mama nach einer Weile. »Sollen wir nicht wieder reingehen? Etwas essen? Ich hab gehört, Ketilbjörg sei eine ganz exzellente Köchin.«

Ich wollte nichts essen.

Oder, also, ich wollte wahnsinnig gern etwas essen und der Bratenduft kitzelte mich in der Nase und mein Magen knurrte und knarrte. Aber ich wollte nicht essen wollen, dadrin in dieser Kantine, mit all diesen Leuten, die uns schief ansahen. Und bei denen ich gestrandet war für den ganzen langen kommenden Winter.

Es gab jedoch kaum etwas, das ich dagegen tun konnte, daher rappelte ich mich hoch und folgte Mama und Papa in den Saal. Wir setzten uns an eine freie Tischecke, nicht jedoch in die Nähe von Oma Insel, die am Ende einer langen Tafel mit Ketilbjörg und ein paar anderen Leuten zu-

sammensaß. Zorro legte sich brav zu meinen Füßen hin, sodass ihn niemand sah, und wartete auf die Häppchen, die ich ihm für gewöhnlich zuschob.

»Danach gehst du los und suchst nach Ingolf«, flüsterte Mama. »Du hast so einen guten Draht zu deinem Bruder.«

SO EINEN GUTEN DRAHT ZU MEINEM BRUDER? Zu diesem grantigen, halbwüchsigen Teenager?

Das war ja mal ganz was Neues.

Eine halbe Stunde später allerdings, als mein Magen randvoll mit leckerem Essen war, machte ich mich doch auf den Weg, um Ingo zu suchen. Zorro freute sich, ins Freie zu kommen.

Ingo war mit seinem Telefon in der Hand draußen auf dem Landzipfel. Die Wellen zupften fast schon an seinen Zehen. Die Flut kam und er stand unheimlich still da.

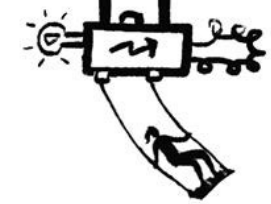
Zorro sprang mit lebhaftem Bellen ins Wasser und ich zog Ingo sanft am Ärmel. »Schau, das mit dem Nach-Hause-Schwimmen, Brüderchen, ich glaub, das ist ein bisschen zu weit. Und zu kalt. Und im Meer gibt es Haie.«

Ich wusste nicht, ob da draußen Haie herumschwammen, aber mir schien es sicherer, wenn Ingo sich ringsum im Wasser Haie vorstellte.

»Ich wäre niemals mit hierhergekommen, wenn ich es gewusst hätte«, sagte er. »No way. Das war ihnen bestimmt klar. Und deshalb haben sie mir nichts gesagt.«

»Mir haben sie auch nichts gesagt«, erwiderte ich. »Es wäre überhaupt kein Problem gewesen, wenn sie es mir erzählt hätten. Ich habe immer davon geträumt, Oma





kennenzulernen. Ich dachte natürlich«, fügte ich zähneknirschend hinzu, »wir hätten eine richtige Oma.«

Ingo biss sich in die Wange und sah wieder aufs Meer hinaus. »Die haben das nicht nur gemacht, weil Oma Hilfe brauchte. Die stecken auch in irgendwelchen Schwierigkeiten«, sagte er halblaut. »Es geht um Geld oder so.«

»Hä? Meinst du echt?«

Das hätte ich niemals gedacht. Unmittelbar vor unserer Abreise hatte ich erst neue Klamotten bekommen. Unsere Eltern hatten jeden Freitag Pizza bestellt. Wir hatten Strom und fließend Wasser und zu Weihnachten und am Geburtstag bekamen wir Geschenke.

Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass wir arm geworden waren.

Bei dem Gedanken bekam ich Bauchweh.

»Warum stecken sie denn in Schwierigkeiten?«

»Weiß ich nicht genau«, murmelte Ingo. »Was mit dem Kredit für die Wohnung oder so, und Mamas Arbeit und Papas Stipendium. Ich hab gehört, wie Papa so eine Floskel gesagt hat: *viele miteinander verknüpfte Faktoren.*«

Na gut. Damit kannte ich mich nicht aus.

»Und uns hier am Ende der Welt versauern zu lassen – wie sollen denn damit die Finanzen gerettet werden?«

Zorro kam pitschnass aus dem Wasser gerannt und direkt auf mich zu. Er schien auf der Insel wesentlich glücklicher zu sein als Ingo und ich.

»Ich weiß es nicht«, sagte Ingo und schob mich weg. »Jetzt lass mich mal in Ruhe. Ich muss nachdenken.« Er kletterte auf einen großen Stein und beugte sich über sein Handy.

»War nicht dein Akku leer?«, fragte ich.

Er warf mir einen bösen Blick zu. »Fünf Prozent sind immer noch fünf Prozent«, antwortete er unwirsch. »Und jetzt hau ab.«

Gut, dann würde ich eben eine Runde mit Zorro laufen und wieder herkommen, um *einen guten Draht* zu meinem Bruder zu haben.

»Komm, Zorro, wir rennen ein Stück!« Aus alter Gewohnheit zog ich seine Leine aus der Jackentasche, stopfte sie aber gleich wieder hinein. Wir waren auf einer Insel und hier gab es keine anderen Hunde.

Ich streifte ein bisschen herum und ging dann zurück zu Ingo.

Das Ufer sah ziemlich bunt dekoriert aus. Allerlei Abfall dümpelte auf der Wasseroberfläche. Muscheln und Schneckenhäuser konnte ich im Sand zwischen dem ganzen farbenfrohen Plastikmüll kaum erkennen.

»Igittigitt«, stieß ich aus, die Hände in die Hüften gestemmt. »Die Leute hier sind vielleicht Schmutzbatzen! Wenn sie schon durch den Klimawandel das ganze Jahr über auf der Insel festsitzen, sollten sie doch ihren Dreck wegmachen! Wenn du die neue Küchenhilfe bist, dann kann ich mich vielleicht um die Umweltfragen kümmern?«

»Uhuh«, machte Ingo, ohne aufzusehen. Trotzdem filmte er den Müll, der nahe der Uferlinie im Wasser trieb. »Das bist original du. Immer fleißig am Mülltrennen. Unermüdlich am Wiederverwerten.«

Er meinte das vermutlich ironisch, aber ich beschloss, es einfach zu ignorieren.

»Was glaubst du überhaupt, wie es für die Fische sein

muss, in dieser widerlichen Brühe zu schwimmen?«, fragte ich, zeigte aufs Wasser und trat gegen eine blassgraue Dose ohne Aufdruck und gegen ein Plastiksteinchen, das wahrscheinlich einst in einer Spielzeugkiste zu Hause gewesen war.

Ingo stieß einen Fluch aus. »Komplett leer«, stöhnte er. »Ich muss das Handy laden gehen. Ketilbjörg meinte auch, ich soll nach dem Essen wiederkommen. Bestimmt hat sie noch mehr zu transportieren. Und hier gibt's sowieso nicht viel, was man sonst machen könnte.«

Es war mal wieder typisch, dass Ingo mir nicht zuhörte. Ich sah ihm hinterher, als er zurück zum Hochhaus trottete. Unterwegs kam ihm jemand entgegen, der ebenfalls ein Mobiltelefon in der Hand hielt. Papa. Papa musste offenbar auch ins Netz.

Ich schlenderte ihm entgegen, Zorro sprang um mich herum.

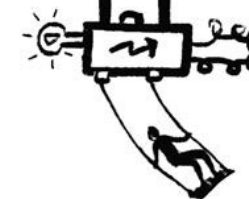
Papa sandte mir ein mattes Lächeln. »Köstliches Essen, fandest du nicht auch?«, fragte er.

»Doch, in Ordnung«, erwiderte ich knapp. Ich lächelte nicht zurück.

Papa wedelte mit der Hand Richtung Landzunge. »Ich will kurz in meine Mails gucken und so«, erklärte er. »Du könntest eventuell mal nach deiner Mama sehen. Ich glaube, sie und deine Oma sind ... ja ... sie sind dabei, sich kennenzulernen.«

Was sollte das denn jetzt, warum sollte *ich* mich um alle kümmern?

Zorro und ich sprangen auf das Haus zu. Unsere neue Bleibe. Ich seufzte, drückte die schwere Eingangstür auf



und erklomm die Treppen bis zur vierten Etage, zu Oma. Bevor wir die Wohnung betraten, legte ich Zorro die Leine an.

»Das Hundevieh muss an die Leine, Kind«, dröhnte Omas Stimme aus der Küche, in dem Moment, als ich die Tür öffnete. Ich wusste nicht, ob Oma ständig vergaß, wie ich heiße, oder ob es ihr bloß völlig egal war.

»Er ist an der Leine, Oma«, sagte ich.

Oma schnaubte: »Ja, jetzt. Ihr wart aber durchs Fenster gut zu sehen. Das ist unzumutbar. Du nimmst ihn an die Leine oder du musst mit den Konsequenzen klarkommen.«

Ich schluckte. *Konsequenzen*, das klang nicht gut aus Omas Mund.

»Ist gut, Oma«, nuschelte ich. Ich ließ mich schwerfällig nieder und bedeutete Zorro, sich unter meinen Stuhl zu legen.

Die Enge in der Wohnung umklammerte mich wie der Güllegeruch im Keller.

Das nannten sie also *Ferien*.

Sie hatten mich angelogen. Meine eigenen Eltern.

Und jetzt konnten wir nicht mehr nach Hause und niemand konnte hierhergelangen. Wenn die Vorräte ausgingen, würden wir verhungern. Wenn jemand einen Unfall hätte, käme niemand, um uns zu helfen. Wir saßen auf dieser Insel fest.

»Was ist, wenn ...«, fragte ich Mama, und mir war völlig egal, ob Oma zuhörte. »Was ist, wenn jemand im Hochhaus den Verstand verlieren würde und einen Bewohner nach dem anderen umbringt?«

Oma sah mich an. »Was sagst du da?«

»Ein Serienmörder!«, rief ich. »Was dann? Hm? Das Einzige, was man dann tun kann, ist, sich im Fahrradkeller zu verstecken und zu hoffen, dass sich eure Polizistin an irgendwas von dem erinnert, was sie im Fernstudium gelernt hat!«

Oma lächelte. »Sieh an, Mädchen. Du hast es erfasst. Ja, wir können immer darauf vertrauen, dass unsere Eyrun die Probleme löst, sofern welche aufkommen.«

»Und in Notfällen«, fragte Mama zaghaft, »es muss doch möglich sein, hier mit einem kleinen Flugzeug zu landen. Oder zumindest mit einem Hubschrauber, genau, Hubschrauber können überall landen ...«

Oma amüsierte sich. Ihre Lachfältchen hatte ich vorher noch nicht gesehen. Es waren nicht so viele wie ihre Verdrussfalten. »Nein«, erwiderte sie vergnügt. »Hier ist nirgendwo Platz, um mit einem Flugzeug zu landen. Und ein Hubschrauber? Man müsste schon eine Schraube locker haben, wenn man im Winter versucht, mit dem Hubschrauber hierherzufliegen.«

»Ein Wasserflugzeug ...«, schlug Mama vor. »Es muss doch irgendwie gehen. Was macht ihr, wenn es einen Notfall gibt?«

»Wir bemühen uns, dass Notfälle nicht im Winter passieren«, erklärte Oma. »Dafür gibt es die Hausmeisterin.«

Mama öffnete den Mund, schloss ihn jedoch gleich wieder. Wahrscheinlich die richtige Entscheidung.

Aber ich wollte ihr beistehen. Was sollte schon Schlimmes geschehen? Also fragte ich: »Aber es kann doch jederzeit ein Notfall eintreten. Was, wenn jemand ein Baby be-



kommt, und das Baby ... liegt verdreht ... oder es ist krank oder muss in den Brutkasten ... oder irgendwas?« Ich wusste nicht besonders viel über Geburten, trotzdem war mir klar, dass es unpraktisch sein konnte, auf einer Insel festzusitzen, wenn nicht alles genau nach Plan verlief.

»Wir organisieren uns«, erwiderte Oma streng. »Im Sommer ist es eine Kleinigkeit, hin- und herzugelangen. Der Sommer ist die richtige Zeit zum Kinderkriegen! Schließlich feiern wir jedes Jahr gemeinsam zur Sommer Sonnenwende den Sommergeburtstag aller, die im Hochhaus leben!«

Mama gab ein kleines Quieken von sich.

»Sieh mal, Oma, du hast dir das Becken gebrochen«, merkte ich trotz der nervösen Zuckungen in Mamas Gesicht an; scheinbar wollte sie mich vor irgendwas warnen. »Unfälle kann man nicht organisieren! Deswegen heißt es Unfall! Wenn das im Winter passiert wäre und du hättest nicht zum Krankenhaus gebracht werden können und kein Chirurg wäre erreichbar gewesen ...«

»Hier sind noch nie großartige Notfälle zur Winterzeit passiert«, donnerte Oma. »Nichts, was wir nicht hätten bewältigen können. Und es gibt keinen Anlass zu glauben, dass es je vorkommt. Nein – hierher kommt kein Flugzeug, kein Hubschrauber, kein Wasserflugzeug, keine fliegende Untertasse – bis zum fünfundzwanzigsten Mai.«

Mama sah zu Boden. Die Zehen in ihren Sandalen hatten sich fest zu einem Knoten verhakt. »Ich, also ...«, stammelte sie. »Ich gehe mal nach Atli sehen. Nur ein bisschen reden. Bis später.« Und dann angelte sie nach ihrem Tele-

fon, so als wollte sie Papa anrufen, um sich mit ihm abzusprechen. Sie zögerte.

Ihre Hand sackte kraftlos herab. Hier konnte man ja nirgendwo anrufen.

Oma und ich blieben zurück, während Mama die Wohnung verließ. Oma schüttelte sich vor Lachen. Noch nie hatte ich sie so vergnügt erlebt. Der Anblick war eher unheimlich.

Die Matten lagen in der ganzen Wohnung verteilt. Wir hatten noch nicht mal Laken zum Darüberlegen. Mama hatte unsere Taschen durchgewühlt und aus Pullovern kleine Kopfkissen gebaut. Außerdem hatte Oma Insel Ketilbjörg darum gebeten, alte Gardinen zu besorgen, die früher im Versammlungssaal gehangen hatten. Oma verkündete, dass diese Gardinen hervorragende Bettdecken für uns abgeben würden. Ich war nicht überzeugt davon. Und ich mochte gar nicht an die kommende Nacht denken.

Ich warf einen Blick in Omas Schlafzimmer. Dort stand ein breites Bett. Auf dem Bett lag eine schwarz-weiße Patchworkdecke. Daneben stand ein Nachttisch mit einer hübschen Lampe und einem Stapel Bücher darauf. An den Wänden hingen viele kleine, gemalte Aquarellbilder.

Dieses Bett sah um einiges bequemer aus als jede Gymnastikmatte. Es war auch groß genug für zwei.

Und ich war nun mal Omas Enkelin. Omas einzige Enkelin. Das musste doch etwas zu bedeuten haben.

»Oma?«, rief ich hoffnungsvoll und setzte das allerliebste Enkelgesicht auf. »Weißt du, meine Freundinnen, wenn sie bei ihrer Oma übernachten, dann dürfen sie manchmal

mit bei ihr schlafen. Das muss total gemütlich sein.«

Oma blickte mich an, völlig perplex.

Sie sah zu Papa, der sich rasch wendete und zum Fenster hinaussah.

Sie sah zu Mama, die machtlos lächelte und mir wortlos auf die Schulter klopfte.

Dann schnappte Oma sich ihre Gehhilfen, stakste ins Schlafzimmer und warf hinter sich die Tür mit lautem Knall zu.

Ich seufzte. Versuchen konnte man es immerhin.

Ketilbjörg Küchenbossins Miene sah nicht sehr sanft aus, als sie mit den Gardinen erschien. Sie starrte mich an, danach Mama und dann auf die Matten, die Omas Fußboden bedeckten und eindeutig zu verstehen gaben, dass in der Wohnung kein Platz mehr war. Sie drückte Mama den Stoß Gardinen in die Arme, klopfte sachte an Omas Schlafzimmertür und öffnete sie einen Spalt.

»Berit, meine Liebe, ich wollte nur mal kurz nach dir sehen, für eine Kranke ist es natürlich ganz und gar nicht gut, von so vielen Leuten überfallen zu werden. Daher dachte ich, du brauchst mich vielleicht.« Von innen drang Omas Gurren heraus, doch Ketilbjörg sprach unbeirrt weiter: »Mein lieber Scholli, was für ein Tag, man ist einfach völlig kaputt nach dem Heudank, Himmel, was für ein ungeheurer Stress jedes Mal. Wenn alles so wäre, wie es zu sein hat, dann säße ich jetzt wahrlich zufrieden am Küchentisch meiner besten Freundin, aber manche Dinge kann man sich ja nicht aussuchen!«

Erneut war ein Gurren aus dem Schlafzimmer zu hören



und Ketilbjörg zuckte zurück. Sie warf uns einen grimmigen Blick zu, bevor sie Richtung Wohnungstür abdampfte.

»Wirklich köstlich, die Lammkeule heute Abend, Ketilbjörg!«, rief Mama ihr hinterher. »Bei Gelegenheit musst du mir das Rezept für die Soße geben!«

Ketilbjörg knallte die Tür hinter sich zu.

In der Wohnung war es still.

Mama holte ein Kartenspiel hervor, das sie immer in ihrer Tasche dabei hatte. Immer wenn wir irgendwo in einem Wartezimmer saßen, musste ich mit ihr spielen, obwohl ich eigentlich nur mit dem Handy abhängen wollte. »Berit, wollen wir vielleicht Karten spielen?«, rief Mama Richtung Schlafzimmer. »Atli hat erzählt, dass du gerne spielst. Ihr habt wohl immer viel gespielt, früher?«

Nach kurzer Stille verbreiterte sich der Spalt in der Tür ein Stückchen. Gleich darauf wurde eine Gehhilfe durch die Öffnung gestoßen.

Mama lächelte und fing an zu mischen.

Mama und Oma spielten Karten. Hin und wieder ließ Mama einige Worte fallen, die lustig und witzig sein sollten, und Oma brummte etwas zurück. Ich schwieg mit Papa und Ingo. Die Zeit kroch dahin. Was für *Ferien!*

Schließlich strich Mama die Karten zusammen und sagte: »Also gut, liebe Berit, es ist spät geworden, wir sollten jetzt vielleicht schlafen gehen.« Sie zögerte einen Moment. »Wie ist das, benötigst du eventuell Hilfe in der Nacht? Um zur Toilette zu kommen oder so?«

Wenn Blicke töten könnten, wäre Mama jetzt in akuter Lebensgefahr gewesen.

Gefangen



Am Morgen nach der ersten Nacht im Hochhaus fiel uns das Aufstehen schwer. Mama und Papa zogen sich an, während sie über ihre steifen Glieder stöhnten. Wir stapelten die Matten in einer Ecke aufeinander.

Papa murmelte eine Entschuldigung, dass er nicht mit frühstückte, und schlüpfte zur Tür hinaus, das Handy in der Hand. Ingo folgte ihm auf dem Fuße, allerdings ohne sich die Mühe zu machen, sich zu entschuldigen.

Mama und ich blieben bei Oma zurück.

»Ich hab eine reichliche Portion kalten Haferbrei gemacht«, brummte Oma. »Ihr könnt einen Löffel voll abhaben. Obwohl eure Essensversorgung natürlich in eurer eigenen Verantwortung liegt.«

»Ich esse kei...«, begann ich, aber Mama gab mir einen sehr festen Stoß mit dem Ellbogen.

Also aß ich kalten Haferbrei mit dem Gefühl, zur Belohnung müsste ich irgendeine Art Orden verliehen bekommen. Mama sprang auf die Beine, nahm unsere Teller und wollte mit dem Abwasch beginnen.

Doch Oma schob sie energisch zur Seite. »Du weißt nicht, wie wir hier auf der Insel das Wasser nutzen«, raunzte sie. »Mach dich am besten woanders nützlich.«

»Ist gut, liebe Berit«, antwortete Mama ergeben. »Gute Idee.«